Das Ostpreußenblatt

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Jahrgang 22 / Folge 31 | 2 Hamburg 13, Parkallee 84 / 31. Juli 1971 | 3 J 5524 C

Überspielte Bahr selbst den Kanzler?

Washington äußerte erhebliche Bedenken gegen die Einrichtung eines sowjetischen Generalkonsulats in West-Berlin

Bonn — In immer größerem Ausmaß wird die unheilvolle Rolle deutlich, die der Intimus des Bundeskanzlers, Staatssekretär Egon Bahr, in den entscheidenden Fragen der Ost- und Deutschlandpolitik zu spielen vermag. Aus den USA wurde bekannt, daß Egon Bahr bei seinem letzten Besuch den Amerikanern die Notwendigkeit der Errichtung eines sowjetischen Generalkonsulats in Berlin mundgerecht machen wollte und dabei darauf hingewiesen haben soll, daß Berlin kein Bundesland sei.

Gelegentlich eines Besuches, den Bahr vor zwei Monaten in den USA machte, hat der Unterhändler Brandts seinen amerikanischen Gesprächspartnern den Eindruck zu vermitteln versucht, als könne durch die Zulassung eines Generalkonsulats der mindere Rang der Sowjets in West-Berlin erst richtig deutlich gemacht werden. Dieser Gedanke, den Bahr angeblich spontan während der Reise gefaßt habe, soll in Wirklichkeit mit dem Ost-Berliner Unterhändler Kohl sorgsam „ausgeheckt" gewesen sein. Die Tatsache, daß Bahr diesen Gedanken vortrug, gab Ost-Berlin die Möglichkeit, sich im Hintergrund zu halten und die „Initiative" als von Bonn ausgehend zu bezeichnen.

Die von Egon Bahr vertretene Politik zielte zweifelsohne auf eine Minderung der Position der drei Westmächte in West-Berlin hin. In Bonn wie auch unter westlichen Diplomaten wurde daher in zunehmendem Maße die Frage ventiliert, ob Egon Bahr hier Alleingänge unternehme oder in Absprache mit Herbert Wehner handele. Man glaubt jedenfalls, eine Reihe von Anzeichen dafür zu sehen, daß selbst Bundeskanzler Brandt bereits mehrere Male von seinem Unterhändler Bahr überspielt wurde.

Inzwischen wurde bekannt, daß Bahr mit seinen Vorschlägen in Washington auf eisige Ablehnung stieß und daß amerikanische Regierungskreise und selbst Präsident Nixon gegenüber dem Bundeskanzler in dieser Frage ernste Bedenken geltend machten. Hängt es vielleicht damit zusammen, daß Bahr in der Sendung ‚Panorama' am Montag dieser Woche plötzlich behauptete, eine Vertretung sowjetischer Interessen in West-Berlin in Form eines Generalkonsulats käme „unter den heutigen Umständen überhaupt nicht in Frage"?



Egon Bahr (hier vor dem Haus des Ministerrats in Ost-Berlin) und seine Realitäten: Deutschlands Dreiteilung soll festgeschrieben werden. Foto AP

Gespräche in südlicher Sonne

Venedig, Ende Juli 1971

H. W. — Urlaub, Sonne, Wasser, Ruhe, Schwimmen — und abends Gespräche. Ohne Gespräche kann man nicht leben. Journalismus bedingt Information. Fremde Völker, fremde Sitten, andere Meinungen. Was so manche meiner italienischen Gesprächspartner über Deutschland meinen, ist keineswegs abwegig. Sie sagen immer noch „Deutschland", auch wenn sie nur die Bundesrepublik meinen. Und die, die es gut mit uns meinen, sind überrascht darüber, daß wir selbst bereit sind, diesen Begriff zu demontieren. Wenn Bonn die Kommunisten in Ost-Berlin anerkennt, mit ihnen verhandelt, Bilderchen in die Welt schickt, die Egon Bahrs Mercedes auf der Fahrt zu Verhandlungen jenseits der Mauer zeigen, wer soll sich da noch auskennen und wer soll vor allem dann deutscher sein als die Deutschen?

„Jedes Volk kann einen Krieg verlieren, aber es kommt darauf an, was man daraus macht" — den Satz finde ich nicht abwegig. Die Deutschen in der Bundesrepublik haben einiges gemacht. Den „wirtschaftlichen Riesen" — kommt nun der politische Zwerg zum Vorschein? Nehmen wir an, Jugoslawien habe Sizilien besetzt — die Leute in Belgrad haben ganz andere Sorgen und es geht auch nur um einen vielleicht hinkenden Vergleich — die Italiener kämen nicht auf den Gedanken, morgen Sizilien abzuschreiben und übermorgen würde auch nicht Moro nach Belgrad reisen, um dort mit Brief und Siegel zu bestätigen, was rechtswidrig und nur mit Gewalt erzwungen wurde.

„Nun, Sie werden keinen Krieg wollen und machen können. Warum müssen Sie aber die Zustimmung zur deutschen Teilung geben? Was wird besser? Werden die Kommunisten „humaner"? Können die Deutschen aus Leipzig wieder nach Mainz reisen? Nichts wird sich ändern. Nur die Herrschaft der Kommunisten wird gefestigt werden. Das ist alles."

Gibt es hiergegen Argumente der Vernunft? Schwer, solche zu finden — einfach unmöglich. Weil es einfach keine gibt. Nichts wird besser werden. Nur die Kommunisten werden einen weiteren Schritt vorangekommen sein. Man hat in Italien seine eigenen Sorgen. Aber man hat zu den Deutschen stets eine besondere Einstellung gehabt: Achtung wie Spott angesichts deutscher Gründlichkeit und Perfektion, auch so etwas wie Mißtrauen. Vor allem aus der Zeit, da die „Achse" gemeinsam Krieg führte und Hitler den zur Bedeutungslosigkeit abgesunkenen Duce zur „Republik von Salo" und dazu zwang, weiter im Krieg zu bleiben. Dennoch sind die Italiener praktischere Leute: „Mussolini ist tot — euer Hitler lebt immer noch."

Schlechter Humus für eine Demokratie, die sich darauf begründet, daß sie sich vor aller Welt immer selbst kasteit. Die Welt interessiert sich einen Deut für den toten Hitler. Deutschland ist, wie sein Kanzler Brandt sagt, eine zweitrangige Macht geworden. So soll es bleiben — darum kümmern sich die Kräfte, denen daran gelegen ist, daß Hitlers Auftreten auf der Weltbühne eine Bombe bleibt, die man auf Zeitzünder gestellt hat.

Das sehen die Menschen draußen, bei uns trägt man weiter Scheuklappen.

Man weiß vom deutschen Wirtschaftswunder — diesen Begriff verbindet man hier mit der Bundesrepublik. Aber man weiß auch von der Unruhe an den deutschen Universitäten. Davon, daß akademische Lehrer resignieren und davon, daß die Zahl derer, die dem Rauschgift verfallen oder die den Wehrdienst verweigern, immer stärker anwächst. Hier beginnt man uns nicht mehr zu verstehen. Was machen die Deutschen, wenn sie nicht mehr bereit sind, die freiheitliche Gesellschaftsordnung, die sie sich gegeben haben, zu verteidigen?

Wie gesagt, die Italiener haben ihre eigenen politischen Sorgen. Dennoch stellen sie die bange Frage, was aus dem großen Nachbarn im Norden werden wird. Steuern die Deutschen wirklich die politische Union Westeuropas an, einen Ausbau der EWG und die Bildung einer wirklichen Kraft, die schon auf Grund des Potentials ihrer Menschen und deren Tüchtigkeit neben den anderen Kräften, den USA, der Sowjetunion und China bestehen könnte? Wehners Ausführungen in Brüssel und die von Bahr vorgenommene Ausrichtung der Bonner Außenpolitik auf ein sozialistisches Gesamteuropa im Hegemonialbereich der Sowjets werden auch hier in südlicher Sonne lebhaft diskutiert. Sie überschatten den Urlaub. Die Italiener sind Realisten. **Als solche wissen sie, daß diesem Sog sich in Europa niemand mehr entziehen könnte.**

Der Bär ist bestürzt über den roten Drachen

Nixons angekündigter Peking-Besuch hat in Moskau Mißtrauen und Unruhe hervorgerufen

Als vor Monaten die amerikanische Tischtennis-Mannschaft in China mit besonders ausgesuchter Höflichkeit behandelt wurde, haben wir unter der Überschrift „Ein Drache gibt keine Pfötchen" das amerikanisch-sowjetische Verhältnis beleuchtet und dabei auf die Rolle hingewiesen, die Rot-China in zunehmendem Maße in der Weltpolitik spielt. Wir sind dabei davon ausgegangen, daß es sich hierbei keinesfalls um einen Kotau Maos vor den USA, sondern um ganz nüchterne machtpolitische Fragen handelt, wenn Chinas erster Mann versucht, das Verhältnis zu den USA zu verbessern. Die Amerikaner haben die Signale aus Peking richtig verstanden und — ohne großen Klamauk — hat sich Nixons Berater Kissinger bei den Chinesen umgesehen und das Weiße Haus konnte bekanntgeben, der Präsident werde noch vor Mitte 1972 in Peking einen Besuch abstatten.

Wer weiß, daß sich an der sowjetisch-chinesischen Grenze seit geraumer Zeit ein erheblicher militärischer Aufmarsch vollzieht, kann um so leichter verstehen, daß die chinesische Führung daran interessiert ist, mit den USA ein klärendes Gespräch zu führen, bei dem, was ganz selbstverständlich ist, Peking versuchen wird, seine eigene Position zu verbessern. Einer angestrebten weitgehenden Bereinigung des Verhältnisses zu den USA wird — wenn auch nicht auf dem Fuß, aber doch immerhin — die Erwartung Pekings bezüglich seiner Aufnahme in die UNO folgen, der sich die USA bisher widersetzt haben.

Präsident Nixon, der jetzt seinen Besuch in Peking angekündigt hat, wird sich zweifelsohne Gedanken darüber gemacht haben, wie er den Chinesen auf solche Forderungen antworten wird. Peking andererseits wird um die Schwierigkeiten wissen, vor denen die USA in der Formosa-Frage stehen. Natürlich weiß China seinen Part zu spielen und in diesem Sinne ist der Vorschlag Tschu En-Lais hinsichtlich der Abhaltung einer Indochina-Konferenz zu sehen, der seinen Eindruck auf die amerikanischen Wähler sicherlich nicht verfehlen würde, wenn er ein Ergebnis zeitigen könnte, das praktisch auf eine Entlastung der USA in Vietnam hinausläuft. Für die Sowjets dagegen würde ein Status quo in Vietnam, der von China garantiert würde, weniger wünschenswert sein.

Unter den Problemen, mit denen sich die Regierung Nixon vorrangig zu beschäftigen hat, nimmt die Vietnamfrage wohl den ersten Rang ein. Nixons Ankündigung, in Peking einen Besuch zu machen, weist ihn als einen Realpolitiker aus, der auch die Prioritäten genau zu erkennen und die Akzente seiner Politik entsprechend zu setzen weiß. Niemand sollte glauben, daß Richard Nixon den Charakter des chinesischen Kommunismus verkennt; sein Besuch in Peking aber trifft vor allem das Problem China-Sowjetunion, wo es seit langem um die Kernfrage geht, wer den richtigen Kommunismus und wer vor allem das Weltlager des Kommunismus vertritt. Ein China, das der Weltorganisation angehören würde, hätte ein weit größeres Gewicht und würde von Moskau als eine noch stärkere ideologische und machtpolitische Konkurrenz empfunden.

Zweifelsohne wird man die von der Sowjetunion in Europa betriebene Politik in einem sehr engen Zusammenhang mit der fernöstlichen Entwicklung sehen müssen. Wenn der Botschafter der Sowjetunion, Valentin Falin, vor kurzem mit Vertretern der FDP gesprochen und seine Auffassungen zum deutsch-sowjetischen Vertrag dargelegt hat, so sicherlich deshalb, weil Moskau an einer alsbaldigen Ratifizierung sehr gelegen ist. Mit dieser Ratifizierung erst sieht Moskau seinen durch den Zweiten Weltkrieg in Europa erworbenen Besitzstand gesichert. Darüber hinaus vertritt man im Kreml die Meinung, daß nach der Anerkennung der sowjetischen Hegemonie vor allem auch die Hoffnung der ost- und südosteuropäischen Völker auf die Entfaltung eines freiheitlicheren Lebens schwindet. Auch in diesem Falle wieder erweist die Bonner Politik, die alles weggegeben und dafür nichts erhalten hat, sich als völlig falsch. Selbstverständlich ist die Bundesrepublik Deutschland an einem guten Verhältnis mit den östlichen Nachbarn interessiert. Die beste Grundlage hierfür jedoch wäre ein gerechter Frieden. Diesen gerechten Frieden soll es nach den Verträgen von Moskau und Warschau nicht geben.

Als erste Reaktion auf die Ankündigung des Nixon-Besuches beeilte sich das amtliche Bonn denn auch gleich mitzuteilen, an der Einstellung zu China werde sich nichts ändern; der Regierung Brandt wird eine gute Note für Führung und Fleiß aus Moskau sicher sein.

Sicherlich ist an dem Zustandekommen des Nixon-Besuches einige Zeit gebastelt worden. Er fällt in einen Zeitraum, der bereits in den USA den Wahlkampf anlaufen läßt. Sicherlich erwarten die Amerikaner von dem Gespräch in Peking eine Erleichterung der Situation in Vietnam und in diesem Sinne könnte man fast annehmen, China wolle einer Administration Nixon Wahlhilfe geben. Im Gegensatz zu den in Bonn Regierenden sitzen in Washington und in Peking Realisten, die genau abwägen, um welche Werte und Gegenwerte es zu verhandeln gilt.

Das hat man in Moskau auch durchaus richtig erkannt. Die ersten Reaktionen auf die Besuchsankündigung waren daher ebenso Bestürzung wie Mißtrauen und die Befürchtung, die Sowjetunion könnte in ihrer derzeitigen Rolle geschmälert werden. Man ist sich im Kreml durchaus bewußt, daß eine Verständigung zwischen den USA und China die Gewichte verändern könnte und hinter der Meinung der Moskauer „Prawda", Rotchina setze die Einheit des Weltkommunismus aufs Spiel und sei überdies auch noch bereit, dem „amerikanischen Kapitalismus" in die Tasche zu arbeiten, verbirgt sich letztlich die tiefe Sorge um die großen ungelösten Probleme, die zwischen Rotchina und der Sowjetunion schwelen. Moskau befürchtet, daß ein China, das seine Probleme mit den USA weitgehend bereinigt hätte, mit größerer Zielstrebigkeit und Härte an die Lösung jener Fragen heranginge, die das Verhältnis zwischen Rotchina und Peking belasten.

Hans-Werner Ullmann

Hat die Zukunft schon begonnen?

Brandt lobt Bundesregierung über den grünen Klee / Halbzeit-Bilanz mit vielen Abstrichen

Bonn — „Für Brandt hat die Zukunft, die bessere deutsche Zukunft schon begonnen, und deshalb ist auch die deutsche Gegenwart für ihn die beste aller denkbaren Welten." Mit diesem Kommentar kennzeichnete ein bekannter Oppositionspolitiker die paradoxe Logik der „Halbzeit-Bilanz" des Bundeskanzlers am letzten Wochenende. Diese Bilanz ließ in der Tat, wie zu erwarten war, und wie es Strauß ausdrückte, an „Selbstgerechtigkeit, an Selbstlob" — andere meinten, an gespielter Selbstsicherheit — nichts zu wünschen übrig.

Ohne viel Federlesens stellte der Bundeskanzler fest, daß „mehr als die Hälfte dessen, was in der Regierungserklärung vom Oktober 1969 angekündigt wurde, inzwischen erreicht oder in die Wege geleitet worden ist". Das schlichte, additive „oder" hat es allerdings in sich. Es reduziert beträchtlich die Bilanzsumme. Schon im nächsten Satz nahm Brandt weiteren Vorschuß auf die Zukunft mit dem Bemerken, daß sich in den nächsten zwei Jahren ergeben werde, daß „nicht weniger, sondern mehr geleistet werden konnte", als sich seine Regierung vorgenommen hatte.

Nach der gleichen „Logik" verfuhr er alsdann hinsichtlich der Bilanzierung der innenpolitischen und außenpolitischen „Erfolge". Summarisch positive Feststellungen wurden in Paranthese oder in Nachsätzen eingeschränkt. So wenn er die wirtschaftliche Lage als „durchaus zufriedenstellend" hinstellte, aber diese Feststellung nur auf die große Mehrheit der Bevölkerung bezogen wissen wollte; die Preissteigerungen konnte er gleichfalls nicht leugnen. Diese magere Bilanz wurde jedoch alsbald durch Zukunftserwartungen wieder aufgebessert. Im Frage- und Antwortspiel wurde sogar die Verbesserung des Städtebauförderungsgesetzes hinsichtlich der Eigentumsrechte, die dem Einspruch der Opposition im Bundesrat zu verdanken ist, auf der Regierungsseite verbucht, während die Enttäuschung der Betroffenen in der Frage der Rentenerhöhung mit dem schlichten Bemerken kompensiert wurde, daß die ursprünglich von der Opposition geforderten höheren Zuschläge „der Sache und dem Menschen nicht gerecht werden".

Vorsichtiger äußerte sich der Kanzler hinsichtlich der außenpolitischen Bilanz. Trotz der Einwände Frankreichs gegen die Währungspolitik Bonns stellte er pauschal fest, daß „Europa Fortschritte macht". Hinsichtlich der Ostpolitik erklärte er lediglich, daß die Verständigung mit dem Osten „auf gutem Wege" sei.

Für Brandt jedoch sprach „alles dafür", daß die vier Mächte im Herbst — DAS OSTPREUSSENBLATT hatte diesen Termin vorausgesagt — eine „befriedigende" Berlin-Regelung vereinbaren würden, und daß „von deutschen Stellen" darüber hinaus Verbesserungen angestrebt werden sollten. Daß die Zulassung sowjetischer Dienststellen in West-Berlin nach Ansicht des Kanzlers den Berlin-Status nicht beeinflussen würde, auch wenn gleichzeitig die Bundespräsentanz vermindert werde, ist eine mehr als optimistische Feststellung.

Nüchterner und behutsamer als die Zwischenbilanz des Kanzlers und SPD-Vorsitzenden ist die kürzlich veröffentlichte und zu Unrecht wenig beachtete Zwischenbilanz des stellvertretenden Vorsitzenden der SPD, Helmut Schmidt: Zwar geht auch er von dem Prestigedenken aus, daß die Bundesregierung viel erreicht habe und noch mehr erreichen werde. Sehr viel stärker als Brandt aber unterstreicht er die Notwendigkeit, die Sicherstellung und Festigung der westlichen Ausgangsbasis für eine erfolgreiche Ostpolitik. Immer wieder betont Schmidt, daß ein ausreichendes militärisches und politisches Gleichgewicht in Europa unerläßlich sei für alle Schritte gegenüber dem Osten und daß Ostpolitik wie jede Politik nach dem Grundsatz von Geben und Nehmen verfahren müsse. Diesem Grundsatz getreu sieht er eine befriedigende Berlin-Regelung als entscheidend für die Wirksamkeit des Moskauer Vertrages an.

Mit keinem Wort spricht Helmut Schmidt davon, daß hinsichtlich dieser Regelung weitere Zugeständnisse seitens der Westmächte beziehungsweise der Bundesrepublik Deutschland, also etwa ein Verzicht auf die sogenannte „demonstrative Bundespräsentanz" und die Zulassung sowjetischer Dienststellen, so vor allem eines Generalkonsulats, gemacht werden müßten.

Wenn Schmidt dergestalt einen „durchschlagenden Erfolg der Entspannungspolitik" im Verlaufe der weiteren zwei Jahre der Legislaturperiode vorsichtig beurteilt, so stellt er um so stärker die Notwendigkeit heraus, im Hinblick auf die Bundestagswahl 1973 die innenpolitischen Erwartungen der Vertriebenen nicht zu enttäuschen. Da ist von „Risiken" der großangekündigten Reformen und von der Notwendigkeit die Rede, sie angesichts der prekären Finanzlage rationell zu gestalten.

Sache der Opposition wird es sein, angesichts des allein schon von seiten der Bundesregierung dargebotenen differenzierten Bildes, dem Wähler ein klares, ausgeglichenes und überzeugendes, ein realistisches und, unter Verzicht auf propagandistische Übertreibungen, sachlich zutreffendes Bild zu vermitteln. **C. J. N.**

Bilanz der Ostpolitik

Eine wertvolle Broschüre im Kant-Verlag

Als Sonderdruck hat die Landsmannschaft Ostpreußen im Kant-Verlag unter dem Titel ‚Bilanz der neuen Ostpolitik' eine Broschüre herausgebracht, deren Lektüre jedem politisch interessierten Leser des Ostpreußenblattes empfohlen werden kann. Der Verfasser ist Dr. Wolfgang Höpker.

Dieser Tage erhielt der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Rechtsanwalt Reinhold Rehs, einen Brief des Präsidenten des Bundes der Vertriebenen, der sich auf diese Broschüre bezieht. Der Brief lautet:

Lieber Herr Rehs,

haben Sie ganz herzlichen Dank für die Übersendung der Schrift von Herrn Dr. Höpker. In den letzten Tagen kam ich dazu, sie eingehend durchzuarbeiten. Sie ist ausgezeichnet und entspricht voll meiner Auffassung. Ich habe die Bundesgeschäftsstelle ebenfalls gebeten, die Organisationen auf die Schrift aufmerksam zu machen; das ist inzwischen erfolgt. Ich bitte, auch Herrn Dr. Höpker bestens zu danken.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Herbert Czaja

Die wertvolle und inhaltsreiche Broschüre ‚Bilanz der neuen Ostpolitik' von Dr. Wolfgang Höpker können unsere Leser zum Selbstkostenpreis von —,70 DM (einschließlich Porto) bestellen bei der Bundesgeschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen, 2 Hamburg 13, Parkallee 86. (Bei Mengenbezug ermäßigtes Porto.)

Genugtuung

Warschau — Die polnische Presse veröffentlichte eine Meldung der offiziösen Warschauer Nachrichtenagentur PAP aus Bonn, in der mit Genugtuung verzeichnet wurde, daß die Bundesregierung die Bezeichnung „Oder-Neiße-Linie" ebenso für den amtlichen Sprachgebrauch abgeschafft habe wie die Bezeichnung „Zonengrenze" oder „Demarkationslinie" für die „Grenze zur DDR". PAP bezog sich dabei auf einschlägige Erklärungen des Sprechers der Bundesregierung, Staatssekretär Ahlers. Besonders hervorgehoben wurde, daß die bisher geltende Regelung, wonach die Oder-Neiße-Provinzen als „Gebiete unter vorläufiger polnischer Verwaltung" zu kennzeichnen waren, gleichfalls aufgehoben worden sei. Staatssekretär Ahlers habe dazu bemerkt, die Änderung der geographischen Bezeichnungen sei „infolge der eingetretenen politischen Entwicklung erforderlich geworden".



Halbzeitbilanz — Deutsches Monatsblatt

Berlin und Deutschland

W. Hertz-Eichenrode: Gegen das Grundgesetz

Mit der Aufhebung der Bezeichnungsrichtlinien aus dem Jahre 1965 und ihre Auswirkungen auf Berlin und das ganze Deutschland beschäftigt sich der bekannte Publizist W. Hertz-Eichenrode in einem Kommentar in der Tageszeitung ‚Die Welt' vom 22. Juli, den wir unseren Lesern zur Kenntnis bringen. Hier geht es um einen Fragenkomplex, dessen Auswirkungen von größter Tragweite sein können und der nicht mit leichter Hand abgetan werden kann. Unter dem Titel ‚Die Richtlinien-Kompetenz des Wieland Deutsch' schreibt W. Hertz-Eichenrode:

Jede genaue Definition, jede sachverhaltsgetreue Bezeichnung ist ein Zeugnis präzisen Denkens. Umgekehrt gilt, daß derjenige, der auf treffende Definitionen und Bezeichnungen verzichtet, entweder nicht präzise denken kann oder aber die in Frage stehenden Sachverhalte absichtlich in die Grauzone unscharfen Denkens tauchen will. **Mit der Aufhebung der „Bezeichnungsrichtlinien" aus dem Jahre 1965, Deutschland sowie die Demarkationslinien und die Orte innerhalb Deutschlands betreffend, hat die Bundesregierung aus dem Geist und Wortlaut des Grundgesetzes entwickeltes klares Denken aus dem amtlichen Verkehr gezogen. Sie redet der „Flexibilität" das Wort — Flexibilität wohin?**

Über Berlin sagten die jetzt in den Papierkorb geworfenen Bezeichnungsrichtlinien aus: „Normalerweise ist davon auszugehen, daß die Bezeichnung ‚Bundesrepublik Deutschland' das Land Berlin einschließt. Der Zusatz ‚einschließlich des Landes Berlin' sollte nur dort gebraucht werden, wo ein besonderes Bedürfnis nach Klarstellung der Zugehörigkeit Berlins zum Bundesgebiet besteht."

Diese Richtlinie entspricht der Verfassungssituation. Laut Grundgesetz ist Berlin ein Land der Bundesrepublik. Das Grundgesetz „gilt in und für Berlin, soweit nicht aus der Besatzungszeit stammende und noch heute aufrechterhaltene Maßnahmen der Drei Mächte seine Anwendung beschränken". So der Grundgesetzkommentar von Leibholz/Rinck.

Der Unterschied zwischen der deutschen und der alliierten Rechtsauffassung ist seit Adenauers Zeiten bekannt. Er hat nicht gehindert, daß im Jahre 1965 eine der deutschen Verfassung entsprechende Bezeichnungsrichtlinie erlassen wurde. Dieser Bundesregierung blieb es vorbehalten, das bislang Selbstverständliche dem Zweifel auszusetzen.

In jenem spektakulären Aufsatz des ominösen „Wieland Deutsch" über die „Schwierigkeiten einer Berlin-Regelung" wurde der „Dissens" zwischen den Rechtsauffassungen Bonns und der Alliierten breit ausgewalzt, und dann hieß es: „Um zu einer allgemeinen Sicherung Berlins zu kommen, werden lediglich Rechtspositionen zurückgestellt . . ." Gemeint kann nur sein, daß „lediglich" die verfassungsrechtliche Position Berlins als Land der Bundesrepublik Deutschland „zurückgestellt" werde. In dieses Bild passen Meldungen, Staatssekretär Egon Bahr habe im April gegenüber der amerikanischen Regierung die Auffassung vertreten, Berlin sei kein Bundesland und müsse einen besonderen Status haben.

Der Verzicht auf die Bezeichnungsrichtlinien ist in dieser Kette ein weiteres Glied, und das macht den Vorgang hochpolitisch: Aufgehoben wurde die verbindliche Vorschrift, es sei davon auszugehen, daß die Bezeichnung „Bundesrepublik Deutschland" das Land Berlin einschließt.

Außer Kraft gesetzt ist ferner die Richtlinie, die Bundesrepublik Deutschland auch kurz „Deutschland" zu nennen, weil sie „das Deutsche Reich als Völkerrechtsobjekt unter Wahrung seiner rechtlichen Identität" fortsetzt. Auch diese Festlegung ergab und ergibt sich aus dem Grundgesetz. Da die Bundesregierung es für geraten hält, ihr die Verbindlichkeit einer Richtlinie zu nehmen, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang mit dem Warschauer und dem Moskauer Vertrag.

„Flexibilität" der amtlichen Sprache dort, wo das Grundgesetz eindeutige Aussagen macht, kann der Versuch sein, unscharfes Denken mit dem Ziel zu fördern, die Verfassungswirklichkeit zu wandeln, ohne daß man im Parlament die Zweidrittelmehrheit für eine Änderung des Verfassungstextes aufbringen muß.

Salvador de Madariaga beging 85. Geburtstag

Er ist auch den Lesern unserer Zeitung kein Unbekannter — Salvador de Madariaga, spanischer Philosoph, Historiker, Diplomat und Dichter. Er lebt in England im Exil; seine Heimat hat er seit dem spanischen Bürgerkrieg 1936 nicht mehr wiedergesehen. De Madariaga ist ein überzeugter Europäer, ein Anwalt der Menschlichkeit und ein absoluter Gegner von Terror und Gewalt, wie sie sich heute in den Staaten des Ostblocks manifestieren. Dem historischen Erbe verbunden, ist er in Wort und Schrift immer wieder für Humanismus und echte Freiheit eingetreten, unbeirrt von allen Strömungen und Gegenströmungen seiner Zeit.

Ostverträge sind zustimmungsbedürftig

Jahrestagung der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht

Kiel — Wie DAS OSTPREUSSENBLATT bereits berichtete, vertritt die vom Sprecher unserer Landsmannschaft, Rechtsanwalt Reinhold Rehs, geleitete wissenschaftliche Studiengruppe für Politik und Völkerrecht beim Bund der Vertriebenen nach eingehenden Untersuchungen den Standpunkt, daß die Verträge von Moskau und Warschau mit dem Deutschlandbegriff des Grundgesetzes nicht vereinbar sind. Zu ihrer parlamentarischen Annahme wären daher verfassungsändernde Mehrheiten in Bundestag und Bundesrat erforderlich. Die Ostverträge bedürfen aber der Zustimmung durch den Bundesrat selbst dann, wenn man der Ansicht der Bundesregierung folgen wollte, daß die beiden Abkommen mit dem Grundgesetz in Einklang stehen.

Zu diesem Ergebnis kommt der Verfassungsexperte Prof. Friedrich Klein von der Universität Münster in einem Gutachten, das er bei der Jahrestagung der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht am vergangenen Wochenende in Kiel vortrug. Wie Reinhold Rehs dazu mitteilte, wird der Text in absehbarer Zeit der Öffentlichkeit vorgelegt werden.

Neben derartigen wissenschaftlichen Stellungnahmen zu wichtigen, von der Politik gestellten Rechts- und Verfassungsfragen betreibt die Studiengruppe seit Jahren langfristig angelegte Grundlagenforschung. So entstanden in nunmehr rund einem Jahrzehnt u. a. umfassende Handbücher zu den Themenbereichen Menschenrechte, Selbstbestimmungsrecht und — als Pionierarbeit — Volksgruppenrecht. Schon diese drei Titel verdeutlichen den engen Bezug auch der völkerrechtswissenschaftlichen Grundlagenarbeit der Studiengruppe zur Politik, vornehmlich zur Außenpolitik.

In diesem Jahr behandelte der Ostexperte und Präsident des Göttinger Arbeitskreises, Prof. Boris Meissner von der Universität Köln, aktuelle Aspekte der sowjetischen Außenpolitik. Er analysierte die Reden vor dem XXIV. Parteitag der KPdSU in diesem Frühjahr besonders im Hinblick auf die sowjetischen Absichten und Ziele in der Deutschland- und Berlinfrage. Aus sowjetischer Sicht hat bereits die Unterzeichnung des Vertrages von Moskau eine wesentliche Stärkung der internationalen Positionen der „DDR" gebracht. Zudem sei bereits durch die Unterschrift von Bundeskanzler Brandt eine bessere „Absicherung des territorialen Besitzstandes" eingetreten, den die Sowjetunion seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges innehabe und den Bundeskanzler Adenauer 1955 bei seinem Abkommen mit Moskau ausdrücklich nicht anerkannt hatte.

Breiten Raum nahm die Diskussion um den Begriff der Nation ein. Ausgangspunkt dafür war die Frage, ob die deutsche Nation als Rechtsbegriff ein tragfähiges Fundament und eine ausreichende Klammer bilde, um den Fortbestand der Einheit Deutschlands zu sichern, nachdem die Bundesregierung Brandt/Scheel bei ihrer Politik von der Formel „zwei Staaten in Deutschland" ausgeht. Zum Begriff Nation nach östlicher Lehre sprachen Prof. Meissner und sein Mitarbeiter Jens Hacker, zur westlichen Sicht der österreichische Nationalitätenrechtler Prof. Theodor Veiter, Feldkirch/Königstein. Diese Erörterungen konnten jedoch noch nicht mit einem konkreten Ergebnis abgeschlossen werden. Weitere Untersuchungen sind notwendig und sollen folgen.

So bleibt als Fazit aus den dreitägigen Beratungen vor allem wieder die bedrückende Erkenntnis, wie stark die neue Deutschland- und Ostpolitik in den verschiedensten Lebensbereichen die Grundlagen unserer staatlichen Ordnung berührt und erschüttert.

Hans-Günther Parplies

Das Ostpreußenblatt

Herausgeber:
Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Chefredakteur:
Hugo Wellems
Verantwortlich für den politischen Teil

Stellvertr. Chefredakteur:
Ruth Maria Wagner
Kultur, Unterhaltung, Frauenseite

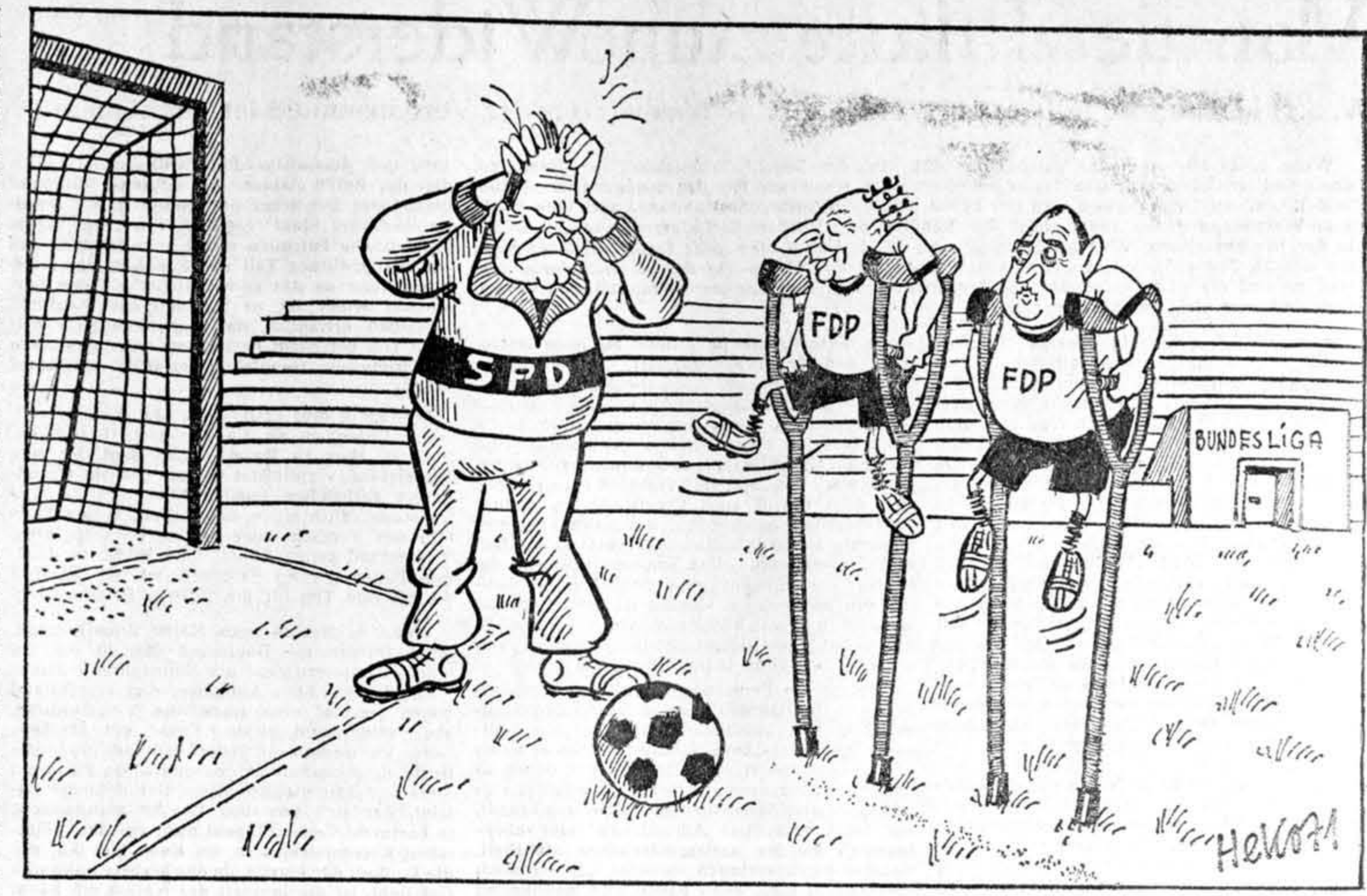
Geschichte, Landeskunde und Aktuelles
Hans-Ulrich Stamm

Soziales, Jugend, Heimatkreise, Gruppen
Horst Zander

Bonner Redaktion:
Clemens J. Neumann

Anzeigen:
Heinz Passarge

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen
Bezugspreis Inland 3,20 DM monatlich – Ausland 4,– DM monatlich
Postscheckkonto für den Vertrieb Postscheckamt Hamburg 84 26
Verlag, Redaktion, Anzeigenabteilung 2 Hamburg 13, Parkallee 84
Telefon 45 25 41 / 42
Bankkonto Landesbank Hamburg (BLZ 200 500 00) Konto-Nr. 192 344
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt.
Postscheckkonto für Anzeigen 907 00 Postscheckamt Hamburg
Druck: Gerhard Rautenberg, 295 Leer, Norderstraße 29/31, Ruf 04 91 / 42 88
Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 17



Akuter Muskelschwund — „Sei ohne Sorge, Willy, unser Kampfgeist ist ungebrochen"

Zeichnung aus Bayernkurier

Eine Zwischenbilanz:

In Bonn ist demnächst Halbzeit

Steigende Preise und schwindendes Vertrauen sind ein betrübliches Ergebnis

Während Bundeskanzler Brandt kurz vor der parlamentarischen Sommerpause in Bonn eine aufwendige „Party" gibt und während etwa gleichzeitig sein Außenminister Walter Scheel von der sozialistisch-liberalen Presse zu Unrecht als der Mann hochgejubelt wird, der angeblich auf der jüngsten Ministerkonferenz in Luxemburg Großbritannien in die EWG eingebracht habe — in Wirklichkeit war es Frankreichs Staatspräsident Pompidou — wird bei uns zulande entgegen allen Regeln der Vernunft frisch-fröhlich gestreikt. Wenn man bedenkt, daß gerade eben erst der Bummelstreik der Fluglotsen der Lufthansa hinter uns liegt, der diesem Unternehmen schwersten wirtschaftlichen Schaden zufügte, so handelt es sich nunmehr um ein regelrechtes Amoklaufen, bei dem die Beteiligten blindlings den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Es hat wohlgemerkt in der Gewerkschaft Chemie für ihr Vorgehen keine Urabstimmung gegeben, so daß die Abeitgeber diesen Streik zu Recht als „illegal" bezeichnen. Von einer „konzertierten Aktion", eine Lieblingsvokabel unseres umstrittenen „Superministers" Schiller, kann demzufolge auf einem wichtigen Teilgebiet unserer Wirtschaft keine Rede mehr sein.

Die Angelegenheit hat aber noch eine weit schlimmere, um nicht zu sagen alarmierende Seite, denn erstmalig sind jetzt auch Gastarbeiter bei einer solchen Aktion als Streikposten aufgetreten. Es kam zu Zusammenstößen mit Arbeitswilligen und der Polizei. Außerdem hat interessanterweise der neue Sowjetbotschafter Valentin Falin dem Hauptbüro der DKP einen „Höflichkeitsbesuch" abgestattet. Man darf demnach sicher vermuten, daß auch die Kommunisten — und gerade sie — an diesen Vorgängen aktiv beteiligt sind. Kurzum, unsere innere Sicherheit wird von zwei Seiten her unterlaufen, ja sogar von einer dritten, wenn man die rund 16 000 Ostagenten auf dem Territorium der Bundesrepublik mit hinzunimmt. Hier, so scheint uns, liegt eines der vordringlichsten Probleme unserer heutigen Gesellschaft, dem insbesondere die SPD leider nicht immer mit der gebührenden Schärfe entgegentritt, weil ja in ihren eigenen Reihen unleugbare Tendenzen zu einer „Öffnung nach noch weiter links hin" zu verzeichnen sind. Vorsicht ist also mehr denn je geboten und bei den nächsten Bundestagswahlen muß dieser Gefahr unbedingt ein Riegel vorgeschoben werden.

Verfahrene Wirtschaft

Unter dem Kernsatz „Die Wirtschaftspolitik der Regierung ist abenteuerlich", sagte vor kurzem der frühere Bundesfinanzminister Strauß in einem Interview: „Die augenblickliche Bonner SPD/FDP-Koalition hat bisher allen etwas versprochen, um dann keinem etwas geben zu können. Die Regierung Brandt/Scheel hat Steuersenkungen von 1,5 Milliarden DM für 1971 — entgegen den Warnungen der CDU/CSU — nahezu acht Monate lang im Parlament und in ungezählten Wahlveranstaltungen bis zu den Landtagswahlen in Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und im Saarland am 14. Juni 1970 fest versprochen, aber fünf Tage nach diesen Wahlen, am 19. Juni 1970, zurückgenommen und noch keine drei Wochen später durch die Anordnung eines rückzahlbaren Steuerzuschlages von 5 Milliarden DM ersetzt. An diese Kette von Wortbrüchen sollte man sich erinnern, wenn man die unzähligen Reformversprechen der Regierung richtig werten will."

Seitdem ist es mit den wirtschafts- und finanzpolitischen Experimenten der Bonner Koalition weiterhin bergab gegangen und überall auf unseren Straßen wird ein rapider Prestigeverlust erkennbar, ein wachsendes öffentliches Unbehagen, aus dem bereits Millionen Wähler wie auch zahlreiche Abgeordnete ihre Konsequenzen gezogen haben. Dabei ist typisch für unsere Lage, daß man in Bonn Kritik offenbar nicht gerne hört. Willy Brandt drückte dies mit den unmißverständlichen Worten aus: „Der Bundeskanzler bedarf ihrer Belehrung nicht." Als die Abgeordneten Mende, Zoglmann und Starke aus Gründen der politischen Überzeugung das Boot der FDP verließen, wurde in der regierungsfreundlichen Presse ein Lärm sondergleichen geschlagen, doch wenn der heutige Bundespräsident Gustav Heinemann von der CDU zur SPD übertritt, dann geht das selbstverständlich vollkommen in Ordnung. Man mißt also mit zweierlei Maß; und es ist nur die Frage, inwieweit dies noch mit dem Artikel unseres Grundgesetzes über die „Freiheit der Gewissensentscheidung" vereinbar ist. Um sich selbst zu schmeicheln, haben die Sprecher der SPD und FDP behauptet, von den Unionsparteien „ein schweres Erbe" übernommen zu haben, was in Wahrheit aus geordneten Finanzen bestand. Heute hingegen stehen die Regierenden am Rhein vor leeren Kassen.

Eine nüchterne Bestandsaufnahme zeigt, daß unsere Bauern fast zum Stiefkind dieser vornehmlich gewerkschaftsorientierten Linksregierung geworden ist, in der ihr freidemokratisches Anhängsel kaum eine nennenswerte Rolle spielt, bestimmt doch der Kanzler die Richtlinien der Politik. Unsere Landwirtschaft kommt beim Wettlauf in der EWG mit ihren Preisen nicht mehr mit. Die staatlichen Subventionen sind nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Und schwarze Fahnen waren noch nie ein gutes Zeichen. Millionen Rentner bangen um ihre kärgliche Existenz. Der frühere Bundeskanzler Erhard hat den Bonner Verantwortlichen vorgerechnet, daß unsere Sparer beim Tempo der gegenwärtigen Preisentwicklung alljährlich und entschädigungslos über 20 Milliarden verlieren. Die so hochtrabend verkündeten Vorteile einer Aufwertung der D-Mark sind nicht nur völlig verpufft, sondern sie haben bisher allein, um nur ein Beispiel zu nennen, dem Volkswagenwerk 240 Millionen und eine Ertragsminderung von 42 Prozent gekostet.

Im Wissen um ihre Auswegslosigkeit im Innern riskierte die Regierung als letzte Notlösung eine spekulative Flucht nach vorn, indem sie kurzerhand den Wechselkurs unserer Währung freigab, ein Schritt, der nach dem Urteil von Finanzexperten nicht nur eine verschleierte abermalige Aufwertung darstellt, sondern der ihr auch unter unseren Partnern in der EWG, ja selbst in den USA viel böses Blut einbrachte. Man spricht in dem Zusammenhang auch heute noch von „Bonner Großmachtträumen", die man auf keinen Fall hinnehmen will.

Auf dem Gebiet unseres Bildungswesens herrscht noch immer ein heilloses Durcheinander, gar nicht zu reden davon, daß es für eine solche „Reform" an den erforderlichen Mitteln fehlt. Schüler rebellieren, Studenten brüllen die Vorlesungen angesehener Professoren nieder. Und neuerdings macht sogar die Nachricht Schlagzeilen: „Lehrer sind zum Arbeitskampf entschlossen." Hunderte von sog. „Schulversuchen" sind im Gange, in jedem Bundesland anders. Ein pädagogisches Chaos breitet sich aus. Niemand hat anscheinend die Kraft, ein einheitliches, zentral gelenktes Kultusministerium durchzusetzen. „Chancengleichheit für alle jungen Menschen", so lautet statt dessen das Trostpflästerchen der Männer in Bonn, das sie noch mit dem Bandwurmwort „Bundesausbildungsförderungsgesetz" verbrämen.

Wer könnte glauben, daß es vor diesem Hintergrund noch eine intakte Bundeswehr gibt, wenn seit 1945 Teile unserer Geschichtsbücher bewußt gefälscht, wenn vorsätzlich und auf Anweisung der Siegermächte die Bande unserer stolzen militärischen Tradition durchschnitten wurden. Schließlich hat doch die SPD zu Adenauers Zeiten „in Sachen Wehrpflicht" den Grundsatz „Ohne mich" vertreten. Heute mehr denn je werden von linksgerichteten Kreisen Thesen in unsere Jugend hineingetragen, die offenbar vielfach auf fruchtbaren Boden fallen und denen, wie es scheint, man nicht energisch genug entgegentritt. Es lohne sich nicht, für diesen Staat etwas zu tun, kann man da hören, nur die Dummen würden ja Soldaten, die Bundeswehr verteidige den Monopolkapitalismus, in ihr herrschten faschistische Zustände. All dies ist auf wehrfeindlichen Flugblättern zu lesen, die in die Schulen eingeschleust werden.

Problem Bundeswehr

Zieht man auch nur die geringsten Konsequenzen hieraus, wenn heute Prof. Thomas Ellwein, ein Liebling der Linksradikalen, für die Erziehung und Bildung der Deutschen Bundeswehr verantwortlich zeichnet, und wenn zum Beispiel Helmut Schmidt in seiner Eigenschaft als zuständiger Minister und Oberbefehlshaber vor dem SPD-Parteitag wörtlich erklärt, daß „eine deutsche Armee ihren gesellschaftlichen und militärischen Wert verbessert, indem sie sozialdemokratische Befehle befolgt"? (Nachzulesen im SPD-Pressedienst.) Nur so läßt es sich erklären, wenn es vor einiger Zeit zu der viel beachteten „Denkschrift" von 30 Kompaniechefs der 7. Panzergrenadier-Division in Unna kam, die u. a. mit Nachdruck herausstellte, daß „die Politisierung der Bundeswehr bedenkliche Ausmaße angenommen hat". Ein Hauptmann in einer Fallschirmjäger-Brigade bemerkte hierzu: „Wenn wir dürften, wie wir müßten, würden wir eine Armee machen, wie sie sein sollte. Modern ausgerüstet sind wir, daran liegt es am wenigsten. Aber das führungslose Dahinvegetieren der Streitkräfte erweckt den Eindruck, als hätten die Politiker die Gunst der Dummheit gepachtet. Es ist eine Unverschämtheit gegenüber den Steuerzahlern, eine derartige Armee zu unterhalten. 20 Milliarden sind für diesen Schabernack zuviel. Scharnhorst studierte seinen Gegner Napoleon, lernte aus dessen Konzeptionen und richtete danach seine Heeresreformen aus. Wir gleichen uns den Amerikanern an, aber wir sollten unsere Konzeption am Ostblock messen — und da sieht es schlimm für uns aus. Wir haben Angst um unser Land."

Zum Versagen der Bonner Ostpolitik, die seit Monaten fruchtlos auf der Stelle tritt, wollen wir hier abschließend kurz noch einmal dem CSU-Vorsitzenden Strauß das Wort erteilen. In „Christ und Welt" erinnert er an die drohende Erklärung des sowjetischen KP-Chefs Breschnew, wonach die Nichtratifizierung des Moskauer Vertrages durch Bonn für den Kreml einen „Vertrauensbruch" darstellen würde. Damit habe uns die Bundesregierung in eine Lage manövriert, in der die Ratifizierung ebenso wie die Nichtratifizierung Unheil bringen müsse. Sodann weist Strauß auf die Äußerungen des neuen Sowjetbotschafters Falin hin, denen zufolge die berüchtigten Feindstaatenartikel 53 und 107 der Charta der Vereinten Nationen (UNO), die den Sowjets ein Interventionsrecht in der Bundesrepublik einräumen, durch den Moskauer Vertrag lediglich „überlagert" würden, also solange nicht angewendet werden, solange Bonn den Vertrag „erfüllt".

Dies beweist nach Strauß, daß die Behauptung des Brandt-Intimus Egon Bahr, die Sowjets hätten auf jene Vorbehalte „vollständig" verzichtet, eine glatte Unwahrheit sei. „Damit", so fährt Strauß fort, „hat die Bundesrepublik nach Lesart der Sowjets auf die vom Grundgesetz erhobene Forderung nach Selbstbestimmung für alle Deutschen und Wiederherstellung der nationalen Einheit in Freiheit für immer verzichtet. Wenn der Vertrag in diesem von uns ‚erfüllt' wird, bleiben die Artikel selbstverständlich ‚überlagert'. Wenn nicht — so hört die ‚Überlagerung' ebenso selbstverständlich auf. Die Regierung Brandt/Scheel sollte das unwürdige Versteckspiel, das sie vor der deutschen Öffentlichkeit inszeniert, beenden — und zwar schleunigst."

„Wir schreiten voran", wirft sich der Kanzler in die Brust. „Sie sind am Ende ihres Lateins", sagt die Opposition. Es muß jedem am Ende dieser Zwischenbilanz das Urteil überlassen bleiben, welche von beiden Lesarten die richtige ist.

Tobias Quist

Heute liest man es anders:

SPD-Wahlversprechen 1969

Daß sich in den letzten beiden Jahren in den ostpolitischen Vorstellungen der SPD einiges geändert hat, geht aus folgendem Brief hervor:

Sozialdemokratische Partei Deutschlands
Der Parteivorstand
Referat Heimatvertriebene

53 Bonn 1, Erich-Ollenhauer-Haus
Postfach, Ollenhauerstraße 1

per Eilboten
An die
Grafschaft Glatz e. V.
z. Hd. Herrn K o b e r
44 Münster
Schneidemühlerstraße 55

Sehr geehrter Herr Kober!

Uns ist Ihr Aufruf vom 16. 9. 1969 „Ein Wort zur Wahl" zugeleitet worden. Wie Sie in Ihrem Aufruf angeben, ist der „Grafschaft Glatz e. V." nach seiner Satzung überparteilich.

Der Inhalt Ihres Aufrufes steht im Widerspruch zu dieser Satzungsbestimmung. Die in diesem Aufruf aufgestellten Behauptungen „wenn die neue Bundesregierung unter der Führung der SPD . . . gebildet wird, dann wird Ostdeutschland in den nächsten vier Jahren endgültig ohne Gegenleistung an die Sowjetunion und an Polen verschenkt", sind wissentlich falsch, ebenso wie die Behauptung, daß die SPD die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie fordert. Die SPD als die Anerkennungs- und Verzichtspartei zu bezeichnen, ist eine diffamierende Behauptung, die, ebenso wie die vergangenen Behauptungen, als böswillige Verleumdung gewertet werden muß.

Wir müssen Sie auffordern, diese Behauptungen zurückzunehmen, da sie wissentlich falsch sind und im übrigen unbeschadet der selbstverständlichen Freiheit der Meinungsäußerung im Widerspruch zu den von Ihnen selbst angegebenen Satzungsbestimmungen der Überparteilichkeit stehen.

Hochachtungsvoll
gez. Hans Stephan

Von der Pflicht zum Widerstand

W. S. Schlamm: 20. Juli — von 1944 bis 1971 — Was wir aus der Vergangenheit lernen können

Wenn heute allerorten der Versuch gemacht wird, den Begriff ‚Widerstand' zu diffamieren, dann sind im Grunde wir alle davon betroffen, auch wenn wir mit der sogenannten ‚Aktion Widerstand' nicht das geringste zu tun haben. Daß es in Ausnahmesituationen auch eine Pflicht zum Widerstand geben kann, weist der Kommentator William S. Schlamm in einem Artikel in der Wochenzeitung ‚Welt am Sonntag' vom 18. Juli nach, und zwar am Beispiel der Männer des 20. Juli 1944. Wenn dieser Artikel auch auf den Gedenktag des 20. Juli abgestimmt war, so sind die darin aufgeworfenen Fragen doch von so brennender Aktualität, daß wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Die amtliche Sprachregelung in der Bundesrepublik ist so stur und so allmächtig, daß siebenundzwanzig Jahre nach dem 20. Juli 1944 das Wort „Widerstand" nicht mehr verwendet werden darf. Und warum nicht? Weil sich eine armselige Gruppe aufgeregter NPD-Leute „Aktion Widerstand" nennt. Das ist so, als wollte man das Tragen brauner Hemden verbieten, bloß weil die SA sie getragen hat — oder das Gemüse abschaffen, bloß weil Hitler Vegetarier war.

Was nun das Wort „Widerstand" betrifft, so ist es sowohl bei der Feier des 20. Juli 1944 wie bei einer Betrachtung der politischen Lage im Juli 1971 einfach unvermeidlich. Der 20. Juli bleibt ein Festtag der deutschen Geschichte aus einem einzigen Grund: **weil an diesem Tage einige hundert hohe deutsche Offiziere ihre moralische Verpflichtung verstanden, die moralische Substanz ihres Volkes im Widerstand gegen seine machttrunkene Regierung zu verteidigen.**

Diese Regierung war nach den damals gültigen Gesetzen völlig „legal", und die Verschwörer des 20. Juli 1944 waren ihr unleugbar durch Diensteid verpflichtet. Trotzdem verehrt jeder anständige Deutsche den Grafen Stauffenberg und seine tapferen Kameraden. Warum? Weil alle anständigen Deutschen heute begreifen, was die Männer des 20. Juli schon 1944 begriffen hatten: **daß der moralisch informierte Mann auch seiner „legalen" Regierung Widerstand entgegensetzen muß, wenn diese Regierung die moralisch wesentlichen Gesetze der nationalen Existenz verletzt.**

Die Pflicht zum Widerstand hat überhaupt nichts mit der formalen Legitimität der Machtausübung zu tun. Widerstand mit allen moralisch und politisch zulässigen Mitteln ist die Haltung von Patrioten, wann immer ihre Vorstellung von menschlich statthafter Politik in Konflikt mit dem Verhalten ihrer Regierung gerät. Was die Männer des 20. Juli 1944 zu heldischen Märtyrern macht, ist gerade die Tatsache, daß sie in vollem Bewußtsein ihres tragischen Konfliktes handelten — in vollem Bewußtsein also, daß ein Diensteid sie an die „legale" Regierung zu binden schien. **Sie entschieden den Konflikt als christliche Edelmänner — also innerhalb einer Wertordnung, in der die Treue zur moralischen Substanz der Nation höher steht als der Gehorsam gegenüber der „legalen" Obrigkeit.**

Auch Conny Ahlers, der doch gewiß nicht an moralischer Überempfindlichkeit leidet, wird fraglos mit dieser These einverstanden sein: **Gegen eine Regierung, die moralisch wesentliche Lebensinteressen der Nation verletzt, hat auch dann Widerstand geleistet zu werden, wenn diese Regierung formell mit dem Instrument der „Legalität" operiert.** Ob also gegen die Regierung Brandt Widerstand geleistet werden soll, hat überhaupt nichts mit der behaupteten Korrektheit dieser Regierung zu tun. Sollte zum Beispiel eine zufällige parlamentarische Mehrheit beschließen, daß Sommersprossigen der Erwerb des „Spiegel" verboten ist, so würde sich doch gewiß auch Conny Ahlers meiner Aufforderung anschließen, ein solches ebenso absurdes wie verächtliches Gesetz zu brechen und nun erst recht allen Sommersprossigen die Lektüre des „Spiegel" zu ermöglichen. Ob nämlich ein anständiger Mensch unanständige Gesetze brechen soll, hängt nicht von der formellen Korrektheit der Gesetzgebung, sondern von seiner moralischen Erträglichkeit ab.

Solange die Regierung Brandt moralisch erträgliche Gesetze von einer absurden Drei-Stimmen-Mehrheit beschließen läßt, hat ein deutscher Patriot sie auch dann zu befolgen, wenn er mit dem Inhalt des einen oder anderen so legitim beschlossenen Gesetzes keineswegs einverstanden ist. **Wenn aber die Regierung Brandt, mit legal zulässiger Ausnutzung ihrer abenteuerlich kleinen parlamentarischen Mehrheit, Gesetze durchzubringen versucht, die moralisch unerträglich sind, dann haben alle mannhaften Patrioten entschlossen Widerstand entgegenzusetzen.** Was in Frage steht, ist ausschließlich die moralische Substanz dieser Gesetze — nicht ihre „Legitimität".

Ist es für deutsche Patrioten moralisch erträglich, daß deutschsprachige Okkupationsbehörden der Roten Armee, die siebzehn Millionen gefangener Deutscher drangsalieren, als „zweiter deutscher Staat" legitimiert werden? Ist es für deutsche Patrioten moralisch erträglich, daß ein beträchtlicher Teil der Republik ohne Gegenleistung an das kommunistische Polen verschenkt wird? Ist es für deutsche Patrioten moralisch erträglich, daß der okkupierte östliche Teil der Stadt Berlin von einer deutschen Regierung als „Hauptstadt der DDR" anerkannt wird?

Wer diese drei Fragen mit „Ja" beantwortet, ist in Gehorsam an die Regierung Brandt gebunden. **Wer zu ihnen „nein" sagt, ist zum Widerstand verpflichtet — mit den im Grundgesetz verbrieften legalen Mitteln.** (Das füge ich ausdrücklich hinzu, um hoffnungslosen Trotteln den Verdacht zu ersparen, ich setze etwa Widerstand gegen Brandt dem Widerstand gegen Hitler gleich.) Trotzdem ist der 20. Juli der richtige Tag für die richtige Entscheidung.

Wenn es freilich nach Herrn Brandt ginge, dann würden die Deutschen den 20. Juli in einem Dämmerzustand der Schizophrenie feiern — in der törichten Annahme, daß Widerstand gegen „rechts" eine moralische Verpflichtung, aber Widerstand gegen „links" ein abscheuliches Verbrechen sei. Jedoch läßt sich die moralische Empfindsamkeit des deutschen Patrioten nicht so leicht gleichschalten. **Der deutsche Patriot, der sich vor dem Grafen Stauffenberg in Ehrfurcht verbeugt, geht nicht vor dem politischen Kommunismus in die Knie. Für ihn, der die Freiheit der Person als das höchste politische Gut liebt, ist die Freiheit der Nation ein kaum geringeres Gut. Gegen den Verschleuderer der nationalen Freiheit leistet er ebenso entschlossenen Widerstand wie gegen den Feind der persönlichen Freiheit. Wer nicht so denkt, hat das Recht verwirkt, den 20. Juli zu feiern.**

Sympathie?

Anläßlich des kürzlichen Aufenthalts des rumänischen Außenministers Manescu in der polnischen Hauptstadt kam es zu — allerdings mit Rücksicht auf Moskau recht vorsichtigen — „Sympathiebekundungen" Warschaus für Bukarest. Der polnische Außenminister Jedrychowski erklärte auf einem Empfang zu Ehren seines rumänischen Kollegen, er würdige dessen Besuch als „Ausdruck der dauerhaften Entwicklung einer umfassenden Zusammenarbeit" der Volksrepublik Polen und der Sozialistischen Republik Rumänien. Jedrychowski fügte hinzu, sowohl Warschau als auch Bukarest widmeten sich vornehmlich der Politik der friedlichen Koexistenz. Besonders bemerkenswert war es auch, daß der polnische Außenminister für eine „Verwirklichung der Abrüstung auf dem Gebiet der Atomwaffen" plädierte, wobei er sich zwar auf die amerikanisch-sowjetischen Verhandlungen bezog, faktisch aber auch die chinesische Forderung auf totale nukleare Abrüstung unterstützte, die Peking gerade auch im Zusammenhang mit dem Besuch Ceausescus in der Volksrepublik China erneut zum Ausdruck gebracht hatte.

Manescus Ausführungen auf diesem Empfang in Warschau waren weniger an die polnische als vielmehr an die sowjetische Adresse gerichtet. Er betonte, daß den polnisch-rumänischen Beziehungen die strikte Respektierung der Unabhängigkeit zugrunde liege und daß Bukarest ganz besonders an der Wahrung der Sicherheit in Europa interessiert sei. Auch Manescu forderte „Schritte zur Verwirklichung der allgemeinen Abrüstung vor allem bei den Kernwaffen". Als Dank seinem polnischen Gastgeber gegenüber befürwortete der rumänische Außenminister sodann eine baldige Ratifizierung des Warschauer und des Moskauer Vertrags mit Bonn durch die Bundesrepublik.

Exilpolnische Warnung

London — Unter Bezugnahme auf Äußerungen britischer Beobachter erklärte der exilpolnische Politologe Prof. Stahl im Londoner „Dziennik Polski", der Westen müsse stets in Betracht halten, daß das letzte Ziel aller politischen Initiativen des Kremls in Europa grundsätzlich und für die Zukunft „die Entfernung der Amerikaner aus Europa" sei. Dabei werde — wie auch M. Palmer in einer Sonderpublikation des Londoner „Kgl. Instituts für internationale Angelegenheiten" festgestellt habe — von Moskau das folgende „Programm" verfolgt: 1. Anerkennung des Status quo in Europa, 2. Verzögerung der europäischen Integration, 3. Erschließung vorteilhafter wirtschaftlicher Beziehungen der Länder des Warschauer Pakts zu westeuropäischen Ländern und 4. Beschleunigung einer Entwicklung, die zu einem „Disengagement" der USA in Europa führt. Dies letztere sei „mit Sicherheit das hauptsächliche Ziel der sowjetischen Friedensoffensive", wie sie auch in dem Vorschlag einer Europäischen Sicherheitskonferenz zum Ausdruck komme.

Speziell zur sowjetischen Deutschlandpolitik erklärt Prof. Stahl, daß Moskau zwar zunächst eine Anerkennung der Teilung Deutschlands haben wolle, aber nur als „Vorphase", in der es darum gehe, den Deutschen jede Hoffnung zu nehmen, daß sie jemals an der Seite des Westens zur Wiedervereinigung Deutschlands gelangen könnten. Sei dies erreicht, werde sich — so meinen die Sowjets — die Aufmerksamkeit der Deutschen mehr und mehr dem zuwenden, was Moskau zur Regelung der deutschen Frage im Sinne einer Behebung der Teilung vorbringen werde, wobei es sich selbstverständlich ausschließlich um eine Regelung „unter sowjetischer Regie" handeln würde. Eine „Wende in der deutschen öffentlichen Meinung" zugunsten der Sowjetunion würde vor allem beschleunigt werden, wenn das Vertrauen auf eine amerikanische politische und sonstige Unterstützung der Bundesrepublik dahinschwinden würde.

Die Motivation für eine solche politische Strategie des Kremls sei nicht etwa nur der sowjetische Imperialismus als solcher, sondern auch das Bestreben, die europäische Position der Sowjetmacht angesichts der zunehmenden Spannungen im Verhältnis zu China abzusichern, führte Prof. Stahl aus.

Rumänien:

Die Hintergründe der Ping-Pong-Diplomatie Pekings

Polnische Sorgen um Eigenwilligkeiten der rumänischen Genossen — Was sagt Moskau?

Warschau — In polnischen Parteikreisen verfolgt man die Entwicklung des sowjetisch-rumänischen Verhältnisses nach dem Besuch des rumänischen Parteichefs Ceausescu in der Volksrepublik China mit gespannter Aufmerksamkeit.

Polnische Gesprächspartner westlicher Berichterstatter in Warschau äußerten die Besorgnis, daß „Moskau den Eigenwilligkeiten der rumänischen Genossen nicht mehr lange untätig zuschauen" werde. Jedoch wird mit einem militärischen Eingreifen des Warschauer Paktes in Bukarest, nach dem Muster der Okkupation Prags zwecks Unterbindung der von Dubcek geleiteten Reformbewegung, nicht gerechnet. Zwar wird zugegeben, daß die Volksrepublik China in einem solchen Fall den rumänischen Freunden in Anbetracht der starken sowjetischen Truppenkonzentrationen an der chinesischen Grenze auch nicht durch Auslösung von „Zwischenfällen" — wie sie vor einigen Jahren um Ussuri erfolgten — irgendwie zu Hilfe kommen könnte; jedoch räumten die polnischen Beobachter der weltpolitischen Szene ein, daß der Kreml stets die Möglichkeit einer plötzlichen Intensivierung der chinesisch-amerikanischen Kontakte im Falle eines massiven sowjetischen Vorgehens gegen Rumänien oder auch gegen Jugoslawien in Betracht halten müsse.

Dies sei — so meint man auf polnischer Seite — auch der eigentliche Hintergrund der sogenannten „Ping-Pong-Diplomatie" Pekings gegenüber den Vereinigten Staaten: nämlich dem Kreml die Eventualität einer plötzlichen „umfassenden Kooperation" zwischen Peking und Washington vor Augen zu führen.

Diese Beurteilung der Situation spiegelte sich zum Teil in einem Artikel der Wochenschrift „Tygodnik Demokratyczny", einem Organ der polnischen „Demokratischen Partei", wider, in dem die Außenpolitik Pekings der letzten Zeit in erstaunlicher Weise positiv beurteilt wurde. Insbesondere wurde es, unter Anspielung auf das chinesisch-rumänische Verhältnis, geradezu begrüßt, daß „zwischen der Volksrepublik China und sozialistischen Staaten ein allmählicher Normalisierungsprozeß im Gange" sei, was um so positiver zu bewerten sei, als „die sozialistischen Bruderländer . . . stets für die Verbesserung der Beziehungen und die Entwicklung der Zusammenarbeit eingetreten" seien. Erst am Schluß dieser Stellungnahme wird vermerkt, man dürfe angesichts der „positiven Schritte" Pekings allerdings auch nicht übersehen, daß die Führung Chinas „die antisowjetische Kampagne fortsetzt".

Wie andere es sehen:



Höher geht's nimmer! — H. Kolfhaus im ‚Bayernkurier'

Noch einmal

„ZGODA" baut Kontakte aus

Ein Brief aus Hannover

Zu unserer dem HuF-Pressedienst der CDU entnommenen Meldung „Zgoda baut Kontakte aus — Briten säubern polnische Wachkompanie bei Rheinarmee" in Folge 29 schreibt uns Pressesprecher Minckwitz vom Niedersächsischen Ministerium für Bundesangelegenheiten:

„In der Ausgabe Ihres Blattes vom 17.7.1971 stellen Sie auf Seite 4 unter der Überschrift ‚Zgoda baut Kontakte aus' die Behauptung auf, daß im Grenzdurchgangslager Friedland Übersiedler von Zgoda-Funktionären erfaßt werden. Der Unterzeichnende hat zu ähnlichen Veröffentlichungen anderer Publikationsorgane am 9. 7. 1971 vor der Pressekonferenz Niedersachsen wortwörtlich erklärt, daß Berichte dieser Art ‚erstunken und erlogen sind'. Unter Berufung auf § 11 RPG fordere ich Sie auf, diesen Brief in der nächsten Ausgabe Ihres Blattes zu veröffentlichen."

Der Unterschied

Dieter Gütt, von seinen Bewunderern wegen seines „Muts zur freien Meinungsäußerung" über den Klee gelobt, dagegen nicht nur von Leuten, die in der Sache anderer Meinung sind als er, als undifferenziert und unabgewogen urteilender Fernsehkommentator kritisiert, trat wieder einmal ins Fettnäpfchen.

Auf der Woge der allgemeinen Entrüstung über die Bestechungsskandale im deutschen Fußball schwimmend, schüttete er das saubere Kind mit dem schmutzigen Wasser aus und verdächtigt pauschal den ganzen Berufsfußball der Korruption. — Genau so, wie er früher die Vertriebenen pauschal als Querulanten und Revanchelüsterne verdächtigt hatte.

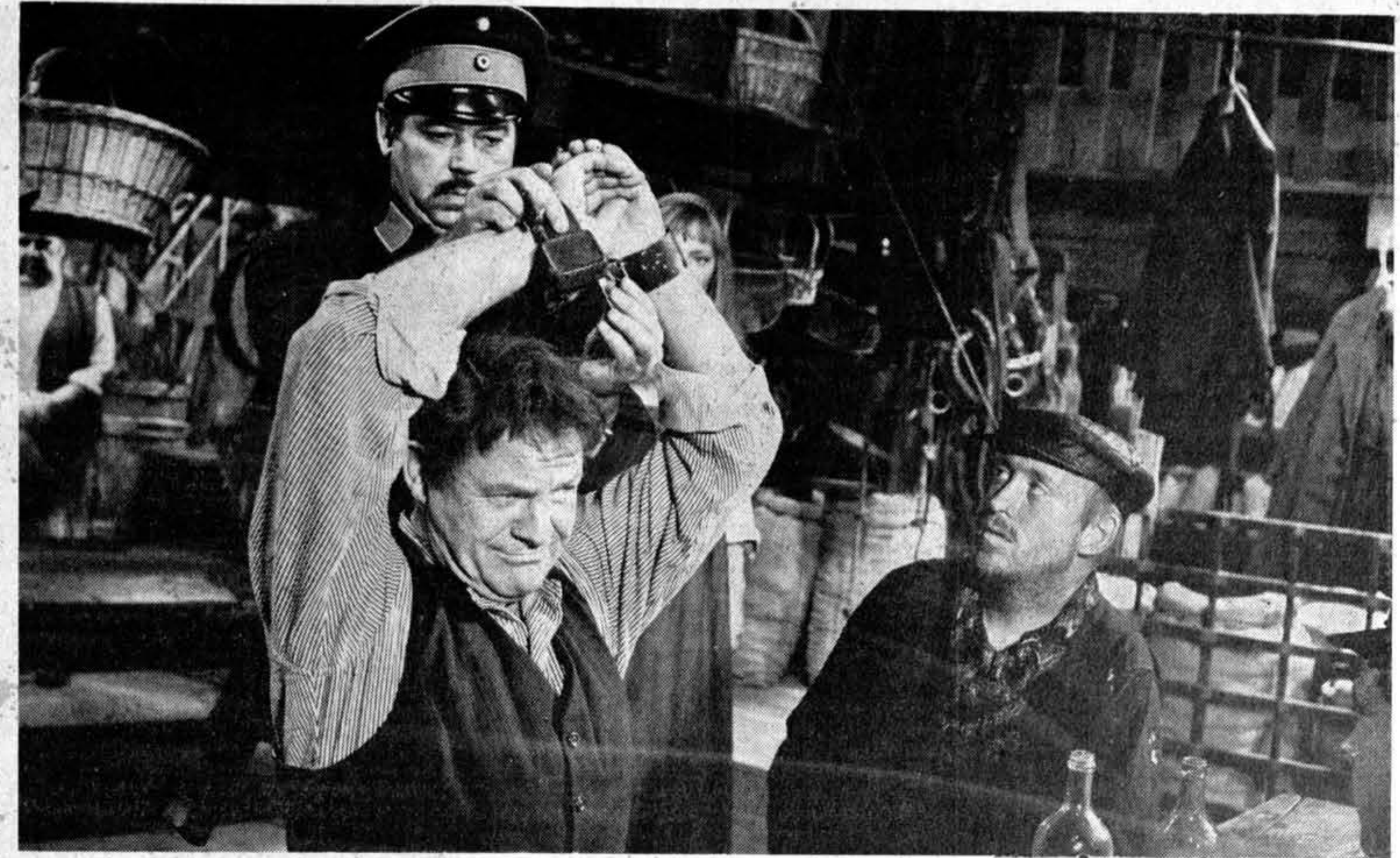
Doch diesmal stand das Fettnäpfchen nicht in der Küche der Vertriebenen, sondern in der guten Stube des Deutschen Fußballbundes. Und der läßt mit sich nicht so umspringen wie eine Flüchtlingsorganisation.

Wenn Gütt sich nicht entschuldige, so drohte der DFB, dann werde dem Fernsehen unter Umständen die Genehmigung zur Übertragung von Spielen entzogen oder eingeschränkt werden.

Der Unterschied liegt auf der Hand. Wer wagt schon hierzulande, abgesehen von den Betroffenen, gegen die Verunglimpfung derer zu protestieren, die ihre Heimat verloren haben! — Aber wehe, wer es wagt, sich hierzulande mit König Fußball anzulegen! Der bekommt des Volkes ganzen Zorn zu spüren!

Miks Bumbullis

Sudermanns Erzählung als Fernsehspiel im ZDF



Unter Mordverdacht: Miks Bumbullis (Siegfried Wischnewski) wird vom Dorfgendarmen (Gernot Duda) im Dorfkrug verhaftet (rechts Hans Kahlert). Diesmal geht es nicht nur um Wilddieberei . . . Foto ZDF

RMW — Eigentlich ist es kein Wunder, daß sich die Programmgestalter im Fernsehen von Zeit zu Zeit auf den Ostpreußen Hermann Sudermann und seine blut- und lebensvollen ‚Litauischen Geschichten' besinnen. Nach dem Einerlei von Krimis, Western und Familiengeschichten aus dem fernen Amerika dürfte dem Teilnehmer am ‚Pantoffelkino' durchaus ein deftiges Volksstück von des Reiches nordöstlichster Ecke munden. Nach der ‚Reise nach Tilsit' war es am vergangenen Sonntagabend die Erzählung von dem Wilderer und Mordverdächtigen Miks Bumbullis, die, wiederum unter der Regie von Günter Gräwert, über die Mattscheiben ging.

Von einem Freund Sudermanns, dem Ökonomierat Scheu aus Heydekrug, wissen wir, daß der Dichter sich nicht nur auf eigene Jugenderinnerungen aus jenem Raum verließ, sondern an Ort und Stelle viele Gespräche führte, Quellenstudien trieb und an vielen Schöffensitzungen teilnahm, als er an den ‚Litauischen Geschichten' arbeitete.

Wer wollte es einem gehetzten Regisseur von heute verübeln, daß er nicht mit der gleichen Akribie vorging, als er diesen Stoff in die Hand nahm? Gewiß, Günter Gräwert ist in dem gleichen Raum nördlich der Memel aufgewachsen, aber der heute 41jährige war damals doch wohl zu jung, um das zwiespältige Wesen der Menschen in jenem Grenzland eingehend zu studieren.

Vielleicht kommt es aber, daß ihm so manches in diesem Streifen ein wenig oberflächlich und vordergründig geriet, so der Versuch, den Schauspielern jene besondere Sprachmelodie zu vermitteln, die nur dem Hauptdarsteller überzeugend von den Lippen kam. Wir wollen nicht beckmessern, aber wir Ostpreußen reagieren nun einmal empfindlich auf jeden falschen Zungenschlag . . . Daß ferner einiges in Kleidung und Temperament, vor allem bei den Volksfesten, eher ungarischen Charakter hatte als den jenes Landstrichs an der Memel, läßt sich vielleicht aus den technischen Gegebenheiten erklären.

Gute, überzeugende Leistungen einzelner Schauspieler und Darsteller von Randfiguren standen etlichen Stilbrüchen entgegen. Was den Film aber über manchen Streifen dieser Art hinaushob, das war die überzeugende Leistung des Hauptdarstellers, der auch das Drehbuch verfaßte. Siegfried Wischnewski (er stammt aus Polkaschen, Kreis Gerdauen) war die Rolle des Miks Bumbullis auf den Leib geschrieben. Bei ihm stimmte jede Nuance. Er war wirklich der Teufelskerl, der Litauer, der vom Wildern, vom Schmuggeln und den Weibergeschichten nicht lassen kann, der in aller Verstrickung Halt findet an einem kleinen, verlassenen Mädchen (diese Annike wurde überzeugend dargestellt von einer Ungarin) und der selbst als Leidender und Gejagter ein ganzer Kerl bleibt.

Die Fachpresse wußte zu berichten, daß sich die einstigen Freunde Gräwert und Wischnewski bei den Dreharbeiten gründlich zerstritten haben. Wischnewski bemängelte das fehlende Einfühlungsvermögen des Regisseurs in den ‚hervorragenden Stoff' und hielt ihm vor, seine Vorschläge, die Atmosphäre des Films durch sparsamste Dialoge zu verdichten, in den Wind geschlagen zu haben. Mit dieser Kritik dürfte er den Nagel auf den Kopf getroffen haben.

Trotz allem also, was uns diesen Film sehenswert machte — schade um den schönen Stoff . . .

. . . aber Erinnerung schlägt Brücken

Andreas-Gryphius-Förderungspreis für den Marienburger Horst Wolff

Der Andreas-Gryphius-Preis, seit 1957 jährlich als „Ostdeutscher Literaturpreis" verliehen, wird von den meisten Ostpreußen als eine „schlesisch-sudetenländische Angelegenheit" empfunden, da dieser Raum das Gros seiner Träger stellte, in das hinein sich „mal" ein Deutschbalte oder jüngst gar ein Pommer verirrte. Auch die Schar der mit dem Förderungspreis bedachten hat, soweit die Übersicht es zuläßt, nur einmal einen in Ostpreußen geborenen Autor, jedoch dann polnischer Nationalität, Tadeusz Nowakowski, aufgenommen. Ost- und Westpreußen blieben bisher, trotz des recht beachtlichen Beitrages, den gerade sie zur Ostdeutschen Literatur stellten, ausgeklammert. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß 1971, im 15. Jahre des Bestehens, ein Westpreuße zumindest den Förderungspreis erhielt: der Lyriker, Erzähler und Essayist Horst Wolff, geboren am 7. Juli 1923 in Marienburg. Die Freude darf bei West- und Ostpreußen gleich groß sein, da das dichterische Werk Horst Wolffs in seiner ersten Etappe Ostpreußen umkreist, insbesondere sein Band „Zerbrochene Bilder" uns ins Samland und zu unserer Küste führt.

Horst Wolff erblickte in Marienburg, unter den Niederen Lauben, im Hause des Bäckermeisters Döppner das Licht der Welt. Sein Großvater, seine Urväter waren Huf- und Waffenschmiede im Danziger Werder; der Stammsitz der Familie war Waldorf bei Tiegenhof. Der Vater, der in Marienburg das Bäckerhandwerk erlernte und später eine Berlinerin heiratete, war bis zum Ersten Weltkrieg in mehreren Orten Ostpreußens tätig. 1914 erlitt er in Flandern eine schwere Kopfverletzung, so daß er den handwerklichen Beruf aufgeben mußte. Er wurde Zeitungsstenograph bei der Marienburger Zeitung. Horst Wolff besuchte die Marienburger Realschule und bestand in Stuhm das Abitur. Freiwillig meldete er sich zur Marine. Sein Hobby war bis dahin der Sport gewesen: 1940 wurde er Gebietsmeister im Weitsprung, 1941 kam er in die Jugendreichsleistungsklasse der Leichtathleten.

Als Marinekadett fuhr er ein Torpedoboot im Kanal, wurde zum U-Boot-Wachoffizier ausgebildet und war 1944 Räumbootkommandant im Mittelmeer. Von 1945 bis zum Oktober 1947 wurde er von den Engländern in Gefangenschaft gehalten. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und erhielt in Göttingen seine Ausbildung zum Diplombibliothekar. Aber auch das Handwerk lernte er kennen: er war Zinnhüttenarbeiter in Duisburg, Bauarbeiter in Düsseldorf.

Seit 1963 ist Horst Wolff Mitarbeiter des Kulturamtes in Dortmund. Er ist der Redakteur der Dortmunder Kulturzeitschrift „hier", die weit über die Grenzen Nordrhein-Westfalens hinaus als mustergültig anerkannt ist und vom Deutschen Städtetag als die beste kommunale Kulturzeitschrift der Bundesrepublik gewertet wird. Horst Wolff ist Mitorganisator des Nelly-Sachs-Preises.

Schon in den Jahren zuvor begann sein eigenes schöpferisches Wirken auf literarischer Ebene. 1963 publizierte er seinen ersten Gedichtband „Bis die Rose zerfällt", 1967 die Novelle „Das Erkennungssignal". In diesem Jahre erhielt er als erste offizielle Auszeichnung den Kulturpreis der Landsmannschaft Westpreußen, den Marienburg-Preis. Dieser Preis machte es ihm möglich, einen alten Plan auszuführen: er reiste nach Afrika.

Schon seit seinem 16. Lebensjahr interessierte ihn der Schwarze Erdteil. Er wählte ‚Afrika' zu seinem Abiturthema, wollte schon als Schüler dorthin reisen. 1967 ging es durch Uganda; 1969 fuhr er mit einem Kamerateam zu den Samburu nach Nordkenia wie zu den Meru, nordöstlich des Mount Kenia. 1967 war sein zweiter Gedichtband „Spirale der Vögel" erschienen, dem 1969, in einem Jahr der Reisepause, „Zerbrochene Bilder" folgte:

Heimat — welch ein Verlangen nach dir — sie haben das Wort getilgt — eine so schöne Gabe — ich nahm die Schritte der Flüchtenden — in meinen Atem auf — der geht immer im Kreislauf — ein jagendes Karussell in der Nacht.
Sie jagten — den letzten Wolf — über die Grenze hinaus — wo nur noch Hecheln war — und Hundegebell.
Dich wollte ich rufen — aber von Moderluft erfüllt — fiel der Laut — in eine Grube — und starb.
Wälder — ich höre durch meine Träume — das verschwiegene Wild gehen — es lauscht — es steht auf einer weiten Lichtung — es beginnt zu äsen — aber die Jäger haben sich auf die Spur gemacht — der Hund hetzte die Fährte entlang — Martyrium — wie ihr Verfolgte — von der Übermacht erdrosselt — in den Schnee geworfen.
Unbehauste sind wir — aber Erinnerung schlägt Brücken — nicht mehr auf Schleichpfaden zu sich selbst — geht im Licht — auf einem schönen grünen Grund — weite Wege führen ins Land hinaus — Heu duftet — eine Wolke Unmut verscheucht — ein Terrain errichtet — für ein neues Haus — nicht anfällig Gewittern.
Vergeßt die abgeschliffenen — Steilhänge Samlands nicht — ich kam den Saumpfad — hoch über der mähnigen Brandung herauf — Dämmerung warf ihr Tuch aus — dunkler brauste die See — und es kreiste — mit seinen Mühlarmen — der Leuchtturm — der Nacht . . .



Der Lyriker Horst Wolff (rechts) mit dem stellvertretenden Außenminister der Republik Ghana; in der Mitte Generalkonsul Schröder (Dortmund) Foto Dan Laryea

»Gehe oft die alten Wege . . .«

Das ist der unverkennbare Ton des Dichters Horst Wolff. Jener Ton, der auch in der Laudatio anläßlich der Verleihung des Förderungspreises zum Andreas-Gryphius-Preis von Prof. Fritz Martini erwähnt, jedoch in einer materialistischen Vivisektion erstickt wurde. In Bild, Klang und Rhythmus sei alles enthalten — hieß es dort, doch jeder Ost- und Westpreuße, der diese Gedichtfolge liest, spürt stärker als ein „Literaturfachmann", daß hier ein Herz für die Heimat und deren Schicksal schlägt, dem Bild, Klang und Rhythmus nur Begleiterscheinungen sein können.

Zwischen den Bildern, die Horst Wolff heraufbeschwört, entsteht vor dem geistigen Auge des Lesers oder Hörers der Heimat wahres Bild; dies wachzurufen, ohne es zu „malen", ist seine große Kunst. Klang und Rhythmus sind aus innen heraus ins Leben gerufen, schlummern im Dichter, begleiten die Gestaltungskraft, ergreifen die Sprache und führen zu innerer Ergriffenheit.

Noch einmal ist Horst Wolff 1970 nach Südwestafrika gefahren. Zuvor hatte er den Afrika-Kreis der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft in Dortmund übernommen, der sich heute „Afrika-Gesellschaft" nennt. Er zeigte Filme, veranstaltete Diskussionen, Ausstellungen und Vorträge. Er gab eine Kunstgeschichte der Ibo heraus, jener Sudan-Neger in Nigeria, und 40 Ibo-Gedichte. Und nicht zuletzt eine Reihe eigener Afrika-Bände, so seine „Afrika-Gedichte", seinen lyrischen und prosaischen „Tropischen Rapport". (In Vorbereitung befindet sich „Kassandra", Bilder aus Südwest.) 1966 schrieb er einen beachtlichen Beitrag zur „Freundesgabe für Max Tau", anläßlich dessen 70. Geburtstags. Mehrere Arbeiten für den Rundfunk fielen in die darauffolgenden Jahre. Ferner bereitet er einen Band „Ghana-Writing" (Ghanaische und deutsche Autoren) vor.

Doch über Afrika, dem seine Liebe und sein Mittleramt gilt, hat er die Heimat und seine Autorenkollegen aus dem deutschen Osten nie vergessen. Als Herausgeber der Reihe „Lyrik und Prosa" im Wulff-Verlag in Dortmund hat er schon manch beachtliches Werk ostdeutscher Lyrik und Prosa vorgelegt.

Horst Wolff hat in Dortmund Fuß gefaßt; hier hat er einen neuen, großen Aufgabenbreich gefunden. Er will den Menschen des Ruhrgebietes den Blick für ihre eigene Heimat erschließen. Wer könnte dies besser, als jemand, der die eigene Heimat verlor und so erst recht schätzen lernte?

Aus Liebe zu seiner Heimat widmet er sich dieser Aufgabe.

Er selbst schreibt:

Gehe oft die alten Wege an der Nogat entlang, fahre wieder mit dem Kurenkahn von Pillkoppen nach Sarkau, streife durch die Forsten am Geserichsee. Werde sicher, nachdem das Thema Afrika für mich schreibend erschöpft ist, wieder zu den heimatlichen Dingen zurückkehren, nachdem im ersten Band „Bilder aus Ostpreußen" erschienen und das Gedicht „Immanuel Kant", und in den „Zerbrochenen Bildern" noch einmal zurückerinnert wird: „Was, und aus welchem Grunde verflüchtigt sich da?"

Georg Hermanowski

Nicht mehr Altersgrenze 65?

Voraussetzungen für Änderungen finanziell und sachlich gegeben

Die Meinungsforscher haben es auf ihre Weise bestätigt, was man in jeder Diskussion über Rentenfragen hören kann: Im Vordergrund der Wünsche steht heute die Herabsetzung der Altersgrenze, die seit 1916 starr bei 65 Jahren liegt. (Bei uns Frauen beginnt das Rentenalter ja mit 60 Jahren.) Die älteren Arbeitnehmer sind zu 57 %, die jüngeren zu 52 % dafür, daß die flexible Altersgrenze eingeführt wird, also der Versicherte selbst darüber entscheiden kann, wann er in den Ruhestand treten will: Mit 60, 61 oder 62 Jahren, natürlich — wenn er das will — auch weiterhin mit 65 Jahren. Wann Feierabend gemacht werden soll, muß in die freie Entscheidung eines jeden gelegt werden. Dagegen sind verschwindende Minderheiten. Ein relativ großer Anteil ist noch unentschieden, man weiß nicht, wie es sich auf die Rentenhöhe auswirken wird.

Der Teil der Unentschiedenen wäre wesentlich geringer, wäre bereits die Einführung der „Kontenauszüge" erfolgt, die eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Inanspruchnahme des Rechtes ist, den Termin für das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben zu bestimmen. Man darf diesen Entschluß nicht als einen Sprung ins Ungewisse tun. Aber daran wird bei den Versicherungsträgern bereits fieberhaft gearbeitet. Da alle mit elektronischen Datenverarbeitungsanlagen ausgestattet sind, können die Kontenauszüge technisch bewältig werden. Es bedarf sicherlich noch einiger Zeit, die Daten aller Versicherten entsprechend zu speichern. Aber da zunächst nur die älteren Jahrgänge versorgt werden müssen, die nur wenige Jahre vor dem Zeitpunkt stehen, zu dem sie Entscheidungen zu fällen haben, kann man recht bald mit diesen Kontoauszügen zumindest für die unmittelbar betroffenen Versicherten rechnen. So stünde einer gesetzlichen Einführung der flexiblen Altersgrenze am 1. Januar 1973 technisch kein Hindernis im Wege. Im Verlaufe weniger Jahre könnte das System der Kontoauszüge dann so ausgebaut werden, daß auch die jüngeren Versicherten das Wachsen ihrer Versicherungsansprüche laufend verfolgen könnten. Eine Rückfrage im Ministerium für Arbeit und Sozialordnung erbrachte die Antwort: „Jawohl, alle technischen Voraussetzungen sind gegeben!"

Finanzierung ist möglich

Der Haupteinwand, der von den Gegnern der flexiblen Altersgrenze ins Feld geführt wird, bezweifelt die Finanzierungsmöglichkeiten. Früheres Ausscheiden von Arbeitnehmern bedeute eine Verringerung der Beitragseinnahmen, gefährde also die Renten. Alle Vorausberechnungen der Einnahmen der Versicherungen lassen jedoch erkennen, daß die finanziellen Reserven der Versicherungsträger durch die Entwicklung der Wirtschaft und der Löhne einen steigenden Trend haben. Im Schnitt würden, wenn man von durchaus vorsichtigen Schätzungen des wirtschaftlichen Wachstums ausgeht, Mitte der 80er Jahre die Rücklagen bereits 14,3 Monatsausgaben betragen, also gesünder als je zuvor sein.

Eine andere Frage, die hauptsächlich von der CDU/CSU-Fraktion in letzter Zeit gestellt wird, ist die, ob es nicht besser wäre, auf die flexible Altersgrenze zu verzichten, um statt dessen das generelle Rentenniveau zu heben. Nun kann man davon ausgehen, daß durch die laufenden Rentenanpassungen die Bestandsrenten ohnehin in den kommenden Jahren erheblich ansteigen. Während sich bei der Rentenerhöhung 1972, die mit 6,3 Prozent veranschlagt ist, noch die Rezession von 1967 auswirkt, werden die Rentenanpassungen von 1973 an die z. T. recht kräftigen Einkommenserhöhungen der folgenden Jahre widerspiegeln.

Natürlich stimmt der Einwand, daß das durchschnittliche Rentenniveau nichts über die Notlagen der unteren Gruppen aussagt. In der Tat sind einige Gruppen, vor allem die Frauen, benachteiligt. Da sie im Regelfalle im Laufe ihres Berufslebens weniger anrechnungsfähige Jahre zusammenbringen, weil eben Jahre wegfallen, die der Familie und der Erziehung der Kinder gewidmet werden müssen, muß man durchaus überlegen, wie hier strukturelle, nicht aber generelle Veränderungen durchgeführt werden. Der recht interessante Vorschlag des Deutschen Gewerkschaftsbundes, daß diese Jahre künftig als rentensteigernde Versicherungsjahre anerkannt werden sollen, gewinnt auch in parlamentarischen Kreisen immer mehr Befürworter.

Rentenminderung?

Die Diskussion über die Einführung der flexiblen Altersgrenze spitzt sich auf die Frage zu, welche Rentenminderung denn dadurch eintreten kann, daß jemand seinen Feierabend mit 60 Jahren anstatt mit 65 Jahren beginnt. Die Gegner der flexiblen Altersgrenze behaupten, das könne ihn bis zu 30 Prozent seines Altersruhegeldes kosten.

Diese Berechnung ist richtig und falsch zugleich. Sie wäre richtig, wenn die flexible Altersgrenze keine Verbesserung der Leistungen bedeuten würde, sondern einfach versicherungsmathematisch ausgerechnet würde, was der früher Ausscheidende nun weniger erhalten muß, um den Haushalt der Versicherung nicht mehr zu belasten, als wenn er erst mit 65 Jahren in den Ruhestand getreten wäre. Lägen die Verhältnisse tatsächlich so, brauchte über die Einführung der flexiblen Altersgrenze nicht weiter diskutiert zu werden, sie wäre unsinnig. Natürlich kann die flexible Altersgrenze nur dann eingeführt werden, wenn sie mit einer wirklichen Leistungsverbesserung der Rentenversicherung verbunden ist, das heißt, ein Teil der versicherungsmathematischen Rentenminderung durch entsprechende Zuschläge weitgehend ausgeglichen wird. Selbstverständlich erhält der, der bis zum 65. Lebensjahr weiterarbeitet, eine höhere Rente, aber dies ist ebenfalls im Rahmen der Leistungsverbesserung zu sehen.

Weil es die Formel „Früher im Ruhestand = weniger Rente" nicht geben soll, müssen die Mehreinnahmen der Versicherungsträger auf die Finanzierung der flexiblen Altersgrenze und dies trukturellen Verbesserungen des Rentensystems verwandt werden, nicht aber durch eine generelle Rentenerhöhung verbraucht werden. Dies um so mehr, da ja eine generelle Rentenerhöhung wieder vor allem die Bezieher großer Renten begünstigt. Eine solche Erhöhung um 10 Prozent brächte dem Bezieher von 800 DM Rente 80 DM Mehreinnahmen, dem Bezieher von 200 DM nur 20 DM, wodurch sich an den Verhältnissen überhaupt nichts ändern würde.

BfH

Vor allem Frauen sind es, die im jetzigen Rentensystem benachteiligt werden. Da bei ihnen im Regelfalle viele anrechnungsfähige Versicherungsjahre durch Familienpflichten verlorengehen, ist auch der Rentenanspruch gering. Die Forderung des DGB, solche Jahre anrechnungsfähig zu machen und damit die Renten der Frauen zu verbessern, stößt in parlamentarischen Kreisen auf immer mehr Interesse. Foto BfH

Obsttörtchen aus Tiefkühl-Blätterteig



Erinnern Sie sich noch an die viele Arbeit, die wir uns früher mit dem Blätterteig machten? Bei uns zu Hause war es ein kühler Kellerraum, in dem der Teig ruhte, immer wieder eingeschlagen, ausgerollt, eingeschlagen wurde, bis er endlich zum Backen fertig war. Heute können wir uns die ganze Aufregung sparen — wir holen einfach eine Packung Blätterteig aus der Tiefkühltruhe und verfahren nach der aufgedruckten Gebrauchsanweisung.
Für unser Rezept brauchen Sie eine Packung Blätterteig aus der Tiefkühltruhe, etwa 500 Gramm Obst (z. B. Kirschen, Pfirsiche oder Aprikosen), Eiweiß zum Bepinseln, 25 Gramm Puderzucker, etwas Zitronensaft und 125 Gramm Schlagsahne. Den nach Anweisung aufgetauten Blätterteig rollen Sie zu einem Rechteck von 20 x 30 Zentimeter aus. Dann schneiden Sie ihn einmal längs und zweimal quer durch, so daß sechs Quadrate von 10 x 10 cm entstehen. In fingerbreitem Abstand schneiden Sie von der Außenkante an einer Seite einen rechten Winkel ein, klappen den entstandenen Rand auf die andere Seite über und kleben ihn mit Eiweiß fest. Die Mitte wird mit dem gedünsteten Obst belegt. Die Törtchen werden dann auf einem mit Wasser abgespülten Blech im vorgeheizten Ofen bei starker Hitze (250 Grad) 20 bis 30 Minuten gebakken. Wenn sie noch warm sind, werden sie mit einem Guß aus Puderzucker und Zitrone bepinselt. Wir können die Törtchen noch mit Schlagsahne verzieren. Foto Iglo

Fett ist im Alter lebensgefährlich

Fasten fällt schwer – Ältere Menschen verzichten nicht gern

In der Jugendzeit und im mittleren Lebensalter fällt es nicht schwer, die „Figur" zu korrigieren. Die tägliche Praxis lehrt, daß immer wieder Menschen in den mittleren Lebensjahren ihr Körpergewicht reduzieren können, wenn sie eines Tages die Notwendigkeit dazu erkannt haben. Man braucht sich ja nur eine Kalorientabelle anzuschaffen und die Mahlzeiten richtig einzuteilen, und schon kann man nach ein paar Wochen einen Erfolg sehen.

Die Fettsucht ist sicherlich niemals günstig für die Gesundheit. Im Alter aber kann sie lebensgefährlich werden, denn das Herz muß ja für jedes Gramm Fett zusätzlich arbeiten und kann daher bei jeder kleinsten Körperbewegung überlastet werden. Fettsucht im Alter bewirkt mit Sicherheit ein frühes Sterben, und es ist daher unter allen Umständen notwendig, so bald wie möglich das überschüssige Fett abzubauen.

Und das ist eben im Alter ungemein schwierig. Ersten haben sich alle Menschen an das tägliche Eßquantum gewöhnt und zeigen sich daher kaum bereit, auf irgendwelche einschränkenden Maßnahmen einzugehen. Dann aber fehlt so gut wie immer das Verständnis für die Zusammensetzung der Nahrung. Besonders die Notwendigkeit, das Fett zu ändern, wird so gut wie niemals richtig begriffen. Und drittens zeigt sich gerade im Alter ein merkwürdiger Fetthunger, der schon beim Frühstück sichtbar wird. Unbekümmert streichen sich ältere Menschen Fett auf Brot oder Semmeln und sind ganz ungehalten, wenn man ihnen dies verbieten will.

Das Abnehmen ist aber eine lebensrettende Maßnahme. Und man wird daher allen Schwierigkeiten zum Trotz versuchen müssen, älteren Menschen zu erklären, wie sie es richtig machen können. Sie müssen zunächst einmal strikt auf alle überflüssigen Mengen an Fett und Zucker verzichten, die Nahrung eiweißhaltiger gestalten und sich mehr Bewegung machen. Das klingt sehr leicht, läßt sich aber in der Praxis oft nur mit größter Mühe durchführen. Denn schon beim Frühstück beginnt das Problem, was man denn eigentlich essen und trinken darf. Man will doch so ungern auf den stark gesüßten Kaffee verzichten, und trockenes Gebäck zu essen, erscheint vielen als unerträgliche Belastung.

Es muß sein: Zum Frühstück Kaffee oder Tee, ungesüßt oder mit künstlichem Süßstoff. Dazu Gebäck mit fettarmer Wurst oder einem nicht zu fetten Käse, vormittags nur bei starkem Hunger ein wenig Obst, das Mittagessen reichlich und vor allem eiweißreich, nachmittags eventuell noch ein Stück Obst oder eine Schale Milch und abends keine Mahlzeit mehr. Nur bei wirklich großem Hunger ein wenig Suppe oder eine Speise, die praktisch kaum Kalorien enthält. Und diese Einschränkung der Nahrung muß monatelang eingehalten werden!

Dann auf einmal läßt der Hunger nach! Wenn der Körper anfängt, das Fett abzubauen, ist man kaum mehr auf größere Nahrungsmengen angewiesen, und das Fasten fällt leicht. Dann beginnt das Körpergewicht zu sinken, und man nimmt ab. Nicht viel anfänglich, höchstens ein Kilo im Monat. Aber das ist in einem Jahr schon ein ganz schöner Erfolg. Wenn man es ein paar Jahre durchhält, hat man eines Tages wieder ein Normalgewicht.

Dr. Rüdiger Schaller

Einmachen im Backofen

Als alte Allensteinerin lese ich das Ostpreußenblatt von der ersten bis zur letzten Seite. Die Beiträge sind sehr interessant und vermitteln auch das Geschehen in unserer so lieben und unvergeßlichen Heimat.

Auch der hauswirtschaftliche Teil mit Rezepten und Hinweisen gefällt uns Frauen sehr. Viele Erinnerungen sind damit verbunden. So las ich in der vorletzten Ausgabe des Blattes: „Einmachen im Backofen." Dazu möchte ich folgendes sagen: in der Heimat habe ich sehr viel und oft im Backofen eingemacht. In die Fettauffangschale habe ich etwas Wasser gegossen, damit die Gläser in der trockenen Hitze nicht platzten, und auf die Gläser legte ich nasse Zeitungen zur Schonung der Gummiringe. Auch die fertig gekochte Marmelade kam zur Haltbarmachung in den Backofen. Die Einpfundgläser mit Marmelade wurden mit Cellophan verschlossen, einige Male mit einer Nadel zerstochen, in den Backofen gestellt, bis sich Bläschen bildeten. Etwas abgekühlt, wurden die Gläser nochmals mit Cellophan zugebunden, also doppelt, so hielten sie sehr lange.

Maria Haase, 3577 Neustadt

Neue Kennzeichnungen

Am 1. Januar 1972 treten umfangreiche neue Kennzeichnungsbestimmungen für Lebensmittel in Kraft. Auf Grund einer Verordnung dürfen einige neue Kennzeichnungsregeln bereits jetzt angewendet werden. Zum Beispiel ist bei Fleisch und Fleischerzeugnissen der bisher erforderliche Hinweis auf den Knochenanteil dann nicht mehr erforderlich, wenn ein derartiger Anteil für den Verbraucher bereits aus der handelsüblichen Bezeichnung oder durch die Art der Verpackung deutlich erkennbar ist. **np**

Der Strom fließt

Ein Roman aus der Memelniederung — Von Paul Brock

20. Fortsetzung

Der Mann füllt den ganzen kleinen Raum mit seinem Lachen und seiner lauten Stimme. Martche schließt die Augen. Sie spürt ein Ziehen in den Brüsten und möchte vor Schwäche umsinken. Den ganzen Tag hat sie nichts gegessen. Sie kann die Speisen nicht anrühren, welche für das Wiedersehensmahl bestimmt waren.

Später kommt auch die Frau Pukies, um ihren Mann zu holen. Sie setzt sich neben ihn und streichelt immerzu seinen Arm, fährt ihm auch einmal mit den Fingern durchs Haar.

„Komm nun!" — Sie zieht ihn sanft an den Haaren empor.

Martche spürt das leise Beben in den Worten der anderen.

„Gute Nacht, Frau Eroms", sagen die beiden und gehen hinüber auf ihren Kahn. Martche hört noch das girrende, schäkernde Lachen der Frau, und eine Feindschaft springt in ihr auf, sie weiß selbst nicht, gegen wen.

Der junge Sohn von Szestokats hat sich wieder bei Martche eingefunden und sie ist beinahe froh darüber. Sie hat sich schon an ihn gewöhnt; er tut auch alles, was er ihr an den Augen ablesen kann. Damit sie sich in den Nächten nicht fürchtet, schläft er jetzt nicht in der Vorderkajüte, sondern achtern auf der Schlafbank im Roof, und Martche schläft mit dem Kind unten in der Kajüte. Es kommt jetzt manchmal ein Gefühl der Angst über sie; wenn dann seine Atemzüge zu hören sind oder seine Bewegung, während er sich im Bett umdreht, dann wird sie ruhiger.

Sie sprechen auch ganz vertraulich miteinander. „Es geht mir diese Woche nicht gut", sagt Martche; dann nimmt der Junge ihr alle schwere Arbeit ab. Er heizt auch schon morgens den Ofen, wenn sie noch im Bett liegt, und reicht ihr beim Hinausgehen die Kleider hinüber, damit sie sich gleich ankleiden kann, ohne erst der Kälte des Raumes preisgegeben zu sein.

Im kommenden Herbst muß er auch schon Soldat werden, falls es dann noch nicht zu Ende ist; bis dahin kann er aber bei Martche bleiben. Von Otto ist die ganze Zeit hindurch keine Nachricht gekommen.

Eines Tages ist es auch soweit, daß Martche zum Laden verholen muß. Die anderen Schiffer sind schon fast alle unterwegs. Sie können jetzt wieder bis Kowno fahren, der Feind sitzt bei Wilna oder da oben irgendwo; die Schiffer bringen notwendige Dinge an die Front.

Martche muß Hafer laden — für die Pferde. Soldaten schleppen die Säcke über die Laufplanke, Soldaten verstauen sie im Laderaum. Martche bringt ihnen Frühstücksbrot und Bier. In den Arbeitspausen sitzen die Soldaten im Laderaum auf den Säcken und singen Lieder von der Heimat.

Sie laden zwei Tage lang, Tag und Nacht. Dann kommt der Schleppdampfer und gibt die Trosse hinüber. Es ist die erste Fahrt dieses Jahres.

Es ist alles ganz leicht und einfach; Martche braucht sich um gar nichts zu kümmern. Sie braucht höchstens die Leine vom Bollwerk loszumachen und einen Augenblick am Steuer zu stehn, während ihr junger Matrose die Trosse um den Poler legt und der Kahn schon vom Bollwerk abschert. Dann kommt er nach achtern und nimmt ihr das Steuer aus der Hand. Martche geht ins Roof hinein, um das Frühstück zu bereiten. Sie sehen es beide nicht, daß ihnen ein junger Mann aus dem Kontor des Frachtbestätigers mit einem Brief in der Hand nachläuft. Er läuft noch ein gutes Stück hinterher und winkt und ruft, denn es scheint ein sehr wichtiger Brief zu sein, vom Kommando der I. Matrosendivision in Kiel. Die Maschine des Dampfers arbeitet aber schon volle Kraft voraus, und der Kahn gleitet so schnell hinter ihm her; der junge Mann mit dem Brief muß schließlich doch zurückbleiben.



Zeichnung Erich Behrendt

Man wird Martche das Schreiben nach Kowno nachsenden.

Auf der langen Reise zwischen Königsberg und Kowno leben die Schiffer so ihr eigenes, abgeschlossenes Leben; als ob gar kein Krieg wäre, so leben sie.

Eine Brücke haben die Russen gesprengt, nahe bei Labiau über die Deime, und nun hat man da eine Notbrücke gebaut. Alle Kähne müssen davor ihre Masten heben lassen, weil die Brükke kein Joch besitzt, das sich öffnen läßt. Die Fahrzeuge müssen unter dem Bauwerk hindurchfahren; auf der anderen Seite erhalten sie ihre Masten wieder eingesetzt. Manche von den Schiffern bringen sie an Land und setzen sie erst gar nicht wieder ein, weil es unnötige Zeit und Mühe kostet; man segelt ja jetzt doch gar nicht mehr. Aber Martche will die Masten durchaus behalten. Es kommt ihr so beschämend vor, mit einem Kahn ohne Masten und Takelwerk zu fahren.

Diese Brücke ist alles, was man vom Krieg spürt; man fährt im übrigen zwischen den gleichen Wiesenufern einher; man liest auch nicht in der Zeitung, was im Westen oder Osten geschieht; die großen Schlachten sind vorbei, es gibt keine Überraschungen mehr. Der Feind hat einen Graben erobert oder preisgegeben, und einmal steht auch da, daß ein Unterseeboot — U 9 — gesunken ist; mit der ganzen Mannschaft ist es untergegangen. Martche liest weder dieses noch jenes. Sie fährt weiterhin zwischen Wiesenufern und atmet den Duft der Frühlingsblumen und der Wälder.

Einmal, um die Zeit des Pfingsfestes, erreicht sie auch der Brief — in irgendeiner Stadt am Strom. Er ist ihr immerzu nachgereist, wie einem das Schicksal immerzu nachgeht. Martche liest ihn und legt ihn dann still beiseite. Sie ist ein wenig blasser als sonst. Nach dem Mittagessen setzt sie sich auf einen Stuhl neben dem Bettchen des Kindes, legt die Hände in den Schoß und ist ganz schweigsam, gibt auch keine Antwort, wenn der Matrose sie etwas fragt.

Manchmal sieht ihr Gesicht dabei so aus, als ob sie betet; einen Augenblick später wieder ist es böse und gefährlich anzusehn, dann öffnen und schließen sich ihre Hände wie in einem heftigen Krampf.

Nächsten Tages machen sie wieder los und fahren weiter.

Auch von den alten Eroms sieht Martche lang nichts. Einmal bitte sie den Jungen, er möchte für ein paar Nächte in der Kajüte unter der Vorderplicht schlafen. Sie liegen gerade auf einem einsamen Fluß und haben wertvolle Güter geladen, Proviant für die Front, allerlei Dinge, die es in den Kaufläden schon nicht mehr gibt. Der Schleppdampfer hat Maschinenhavarie gehabt und muß sie da liegenlassen, bis ein anderer Schleppzug kommt. „Vielleicht schläfst du dann vorn", sagt Martche — „man kann nicht wissen, wer in der Nacht vielleicht an Bord steigt."

„Das höre ich doch auch achtern, wenn einer an Bord steigt."

Martche schaut weg und antwortet nicht.

Als sie in Kowno am Bollwerk liegen, holt sie ihn wieder nach achtern. Es könnten auch hier Leute an Bord steigen, aber sie holt ihn wieder nach achtern. Er darf ihr jetzt sogar das Waschwasser in die Kajüte bringen, während sie sich schon auskleidet.

„Danke, Jungchen", sagt sie — und er lacht und geht nach oben ins Roof, ohne sich nach ihr umzusehen.

Weiter zum Spätsommer hin ist eine große Schlacht gewesen. Alle Kähne, welche gerade in Kowno liegen, müssen Verwundete aufnehmen und in die Städte bringen, stromab in die Städte.

Martche und ihr Matrose reinigen eine ganze Nacht hindurch den Laderaum. In der Frühe des Morgens kommen die Verwundeten an Bord. Ein Leutnant ist dabei; er hat nur einen ganz leichten Streifschuß, gar nicht der Rede wert. Er muß den Transport leiten, alles beaufsichtigen und dafür sorgen, daß es den Verwundeten an nichts fehlt.

Kaum ist die seltsamste Fracht, die Martche je gefahren hat, an Bord verladen, so kommt auch schon der Schleppdampfer und bringt sie in rasend schneller Fahrt stromab. Die Kranken sollen auf eiligstem Wege in ärztliche Pflege gelangen.

Aber was nützt der gute Wille der Schiffer, wenn die Natur sich nicht in ihre Rechnung einbeziehen läßt. Am Abend kommen Nebel auf. Sie steigen aus den Gewässern, brauen über den Wiesen, legen sich dicht um alles Sichtbare und hüllen es ein.

Der Dampfer kann nicht weiterschleppen. Er muß aufdrehn und mit dem Kahn, mit Martches Kahn, liegenbleiben. So liegen sie auf dem Strom nahe am Ufer.

Der Nebel ist so dicht wie ein Tuch; wie wenn man einen dichten, feuchten, seidenen Schleier um das Gesicht legt, so ist es. Martche hat sich eine niedrige Bank auf die Plicht gestellt, eine Fußbank, und kann nicht sehen, was vor dem Roof geschieht. Sie hört nur das leise Sprechen der verwundeten Soldaten auf ihren Lagerstätten; manchmal hört sie ein paar vorsichtige Schritte in den Gängen oder ein Klirren, wenn der Matrose sich auf der Vorderplicht bewegt und an die Ketten rührt. Sie hört das zischende Geräusch des entströmenden Dampfes von voraus, wo der Schleppdampfer an einer Buhne festgemacht hat, und die klingenden Schritte seiner Decksmannschaft auf dem eisernen Deck.

Sie hört von den Ufern die Stimmen der Natur, die Frösche und Grashüpfer und Vögel im Gesträuch, das strömende Wasser, das an den Buhnenköpfen rauscht und an den Borden vorbeiklunkert.

Ganz fern im Land sind noch Stimmen der Menschen; eine Kleinbahn klingelt und pfeift plötzlich mit so schrillem Signal, daß Martche erschrocken zusammenfährt.

Den Gang entlang kommen Schritte nach achtern; es sind nicht die schweren Stiefelschritte des Matrosen. Ein leichter, federnder Gang ist es. Martche erschrickt: Sind die Verwundeten aufgestanden, oder ist es ein Fremder, der ungehört an Bord gekommen ist?

Sie hat ganz und gar den Leutnant vergessen, der gar keine Schmerzen hat und trotz seiner leichten Verwundung ungehindert umhergehen kann. Er ist nach achtern gekommen und steht jetzt neben Martche.

„Ganz allein sitzen sie hier?"

„Wieso allein?! — Es waren bei mir noch nie so viele Menschen an Bord wie heute; — ich bin doch nicht allein."

„Und alles Männer", sagt der Leutnant, worauf Martche keine Antwort zu geben weiß.

Fortsetzung folgt

Walter von Sanden-Guja

Der Brückenelf

Als der Weidenbaum, in dem der kleine Elf gewohnt hatte, umgebrochen war, wurde er zersägt und zerhackt, und das Elfenreich mit der mächtigen Krone, in deren Ästen es sich so schön im Winde wiegen und träumen ließ, hörte auf zu bestehen. Wie gern hatte er in der höchsten Spitze gesessen, wenn der Weidenbaum wie ein grausilberner Dom in den dunkelblauen Sommerhimmel ragte. Dort war immer Gesellschaft. Die Golddrosseln, die den Regen herbeiriefen, kamen dorthin, besuchten das Elfchen und erzählten von wunderbaren heißen Ländern, die es sich gar nicht vorstellen konnte. Im Winter schlief es im warmen Innern des alten Baumes.

Die Golddrosseln aber konnten nicht so lange schlafen. Sie hatten eine andere Natur. Darum gingen sie dem Winter aus dem Wege und lernten die warmen Länder finden und kennen.

Nun war es vorbei mit der Gesellschaft der Vögel. Unter einem liegengebliebenen Rindenstück hockte der kleine Elf und sah unschlüssig in die Welt. Hier konnte er nicht bleiben, es war feucht und kalt in der Nacht, und die Gesellschaft der Regenwürmer freute ihn nicht. Seine Welt war zertrümmert. Er weinte bitterlich.

Aber auch ein Elfchen kann nicht immer weinen. Als es aufhörte zu schluchzen, vernahm es leise, aber klare Worte. „Komme zu mir. Ich bin immer Gesellschaft. Du kannst hier wohnen. Und Arbeit wartet auf dich." Das war der Fluß, der so rief.

Aus der Weidenkrone hatte der Elf ihn sehen können, sein klares Wasser, die grünen Krautfahnen, wenn im Sommer die Sonne hinein schien, und auch die alte Brücke von Ufer zu Ufer. Sie wurde kaum mehr benutzt. Oberhalb gab es eine neue Straße und eine breitere Brücke.

Durch die hohen Sommergräser der Wiese huschte der Elf zum Wasser. Als wenn der Wind ein Blütenblatt verwehte, so sah es aus. Kein Mensch hätte bemerkt, daß es ein Elfchen war.

„In dem einem der Brückenpfeiler kannst du wohnen", sagte der Fluß. „Da ist ein warmes Schlupfloch für dich. Wenn du einsam bist, setze dich unten auf den Pfeilervorsprung und höre mir zu. Ich habe immer etwas zu erzählen, denn ich komme von weither. Arbeit mußt du selber finden."

Wie der Fluß ihm gesagt, so tat der Elf. Stundenlang konnte er auf dem Vorsprung sitzen, die Füße vom lauen Wasser umspülen lassen und den nie abreißenden Reden der Strömung lauschen. Er war ganz vertieft in all die wunderbaren Erzählungen und beachtete nichts um sich her.

Das Leben war wieder schön geworden. Sein Bettchen im warmen Holzmehl des alten Pfeilers liebte er. Auch dorthin klang das Murmeln des Wassers.

Als der Winter nahte mit langen Nächten und kühlen Tagen, wurde das Elfchen müde. Es verschlief oft ganze Tage und kam nur zum Vorschein, wenn der kalte Wind nicht wehte und die Sonne wärmen konnte.

Auch der Fluß war stiller geworden. Sein Wasser sprang nicht mehr über die Steine. Ruhig und trübe floß es dahin. Die vielen kalten Regen hatten es so verändert. In seinen jetzt langsamen Reden wiederholten sich oft dieselben Worte. Zuerst hatte der Elf nicht darauf geachtet, dann aber verstand er sie und bekam einen großen Schrecken:

„Seine Arbeit fand er nicht. Seine Arbeit fand er nicht. Nun ist es zu spät, jetzt muß er schlafen", sagte der Fluß immerzu. Ja, das mußte er, das war seine Natur, aber während des ganzen langen Winterschlafes ging es immer durch seine Träume wie quälende Unruhe: Du bist faul gewesen. Du hast deine Arbeit nicht gefunden, weil du sie nicht gesucht hast.

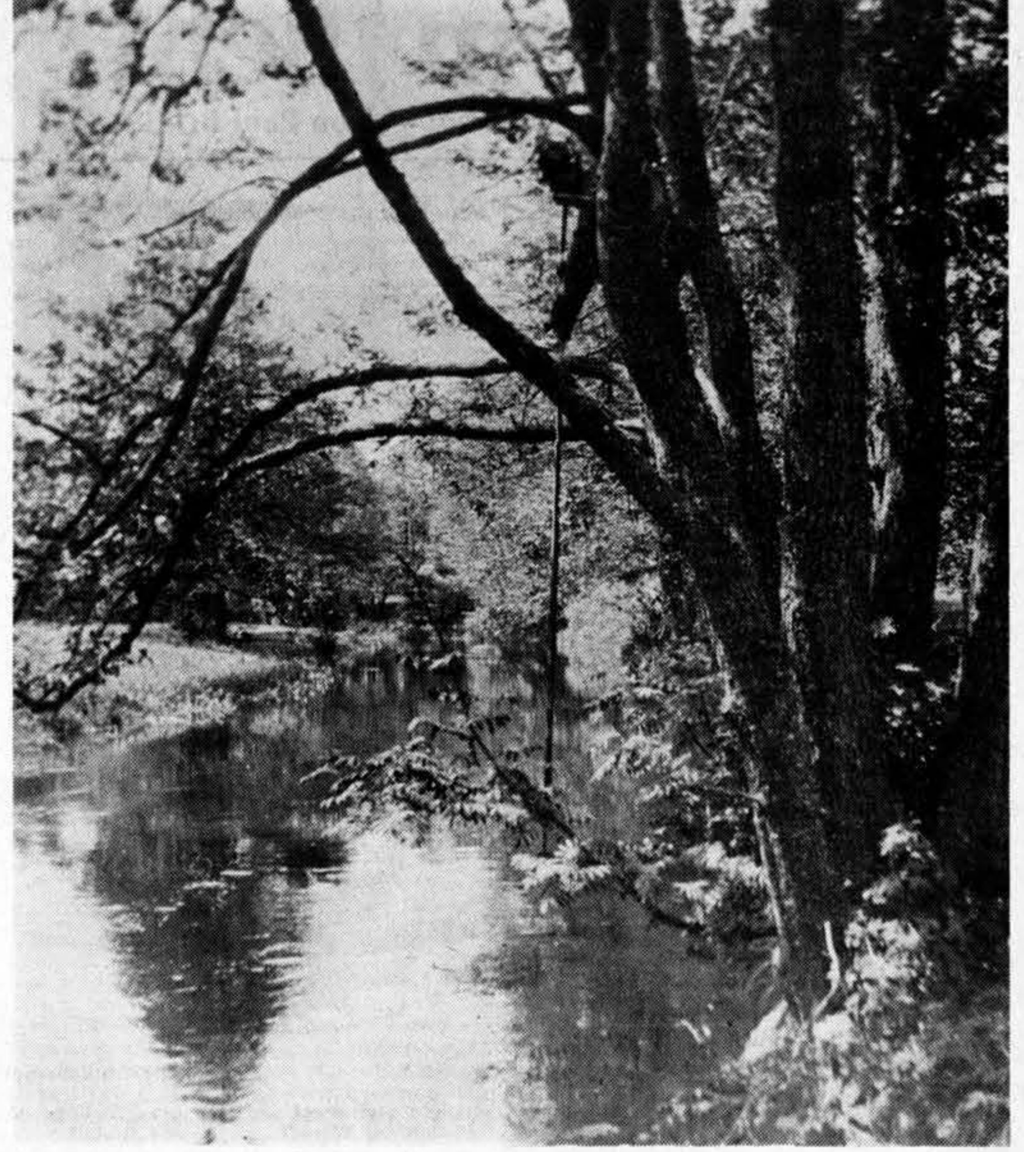
Mit Schneeschmelze und Hochwasser kam der Frühling. Das ausgeschlafene Elfchen konnte noch nicht auf seinen Pfeileransatz. Alles war vom Wasser überflutet. Aus dem Spalt, der zu seinem Bettchen führte, sah es von oben auf den gelben Fluß. Wenn das Wasser sich verlaufen hat, will ich nach meiner Arbeit suchen, dachte es. Die Ärmchen auf den Rand der Öffnung gestützt, blinzelte es in die helle Frühlingssonne und lauschte auf das Rauschen des Wassers.

Plötzlich drang eine feine Stimme durch das Glucksen des Frühlingswassers an sein Ohr: „Hilfe! Hilfe! Mein junges Leben! Ich muß ertrinken!" Einer von den gelben Schmetterlingen, die als erste im Frühjahr fliegen, trieb auf den schmutzigen Wassern. Der kleine Elf kannte diese Falter. Immer, wenn er aus dem Winterschlaf erwachte, waren sie seine Freunde gewesen.

„Ich komme, ich komme", rief er dem Schmetterling zu. „Halte dich nur ein Weilchen an den Ästen fest, die an meinen Pfeiler getrieben sind!" Rasch kletterte er herunter, lief geschickt auf den Zweigen über das trudelnde Wasser und half den Falter heraus. Der saß ganz erschöpft da. Aber die Sonne wärmte ihn, die Flügel begannen zu trocknen.

Das Elfchen war wieder in seinen Ausguck geklettert und beobachtete den Fluß, ob noch mehr Wesen in Not waren. Plötzlich schwebte der Schmetterling vorbei: „Hab Dank, hab viel tausend Dank. Ich fliege wieder! Wie ist das schön! Es wär' so schwer gewesen, beim ersten Frühlingsflug sterben zu müssen." Durch die Sonne gaukelte er davon.

Aus dem Wasser kam die tiefe Stimme des Flusses: „Gut gemacht, Elfchen."



Mit dem Speer über der Angerapp — Foto v. Sanden-Guja

Nach einiger Zeit hatte das Wasser sich etwas verlaufen. Der kleine Elf saß auf dem Ansatz des Pfeilers und sah in den Fluß. Viele Mücken und Fliegen flogen durch die Luft. Die Sonne schien warm. Am Tage kam Wind auf. Da klangen wieder Rufe aus dem Wasser: „Nun muß ich sterben, ach sterben!" Mit matten Flügelschlägen versuchte eine Florfliege, sich aus dem Fluß zu erheben. Aber es ging nicht. Die großen Flügel waren zu schwer geworden.

Diesmal mußte das Elfchen selber ins Wasser, um die Florfliege zu erreichen. Aber es machte ihm nichts. Es konnte schwimmen. Die Wurzeln des alten Weidenbaumes, die weit in den Fluß hineingeragt, hatten ihn das Schwimmen gelehrt. Zwischen ihren unzähligen roten Spitzen hatte er oft lange im Wasser gelegen, war halb von ihnen getragen und gewiegt worden, halb hatte er sich selbst über dem Flußspiegel halten müssen.

Als er mit der Fliege an Land kam, erklang wieder die Stimme des Flusses in ganz besonderer Betonung: „Elfchen, merkst du's jetzt? Hast du Arbeit gefunden?"

Arbeit? dachte der Elf, nein, ich weiß noch immer keine. Wo soll denn nur welche sein? Er war mit diesen Gedanken noch gar nicht zu Ende, als ein großer, roter Marienkäfer mit sieben schwarzen Punkten jämmerlich um sein Leben schrie. Der Wind hatte ihn von einem Ast in den Fluß geworfen.

Gut, daß ich noch keine Arbeit gefunden habe, dachte der Elf. Ich könnte sonst nicht immer bereit sein. Und schon schwamm er dem Käfer entgegen. Als dieser ihn mit seinen feinen rosigen Gliedern auf sich zukommen sah, rief er: „Bist du mein Schutzengel? Ich habe von einem Menschenkind, das mich von seiner Fingerspitze fliegen ließ, so etwas gehört."

„Ich weiß nicht, was das ist", sagte der Elf. „Aber der Name klingt gut, und du wirst gerettet." Geschickt erreichte er mit dem Käfer den Pfeiler, ließ diesen auf den Ansatz klettern und setzte sich daneben.

Der Fluß murmelte zu seinen Füßen: „Nun wird er lernen, wozu er da ist. Der Marienkäfer wird es ihm sagen. Er weiß mehr als die anderen, weil er mit den Menschen zusammenkommt."

Der Käfer saß am warmen Holz und ließ die Sonne auf die glasklaren Unterflügel scheinen. Der Sonnenschein spendete Kraft, und das Leben war süß. Aufmerksam sah er den kleinen Elf an, wie er in seiner zarten Schönheit neben ihm saß. „Ja, ja", sagte er, „so schön wie du muß ein Schutzengel aussehen. Du hast einen feinen Beruf. Das ist gute Arbeit."

„Das ist Arbeit?" sagte der Elf. Er konnte nicht weiterreden; ein kleines, blaues Libellchen kam weinend angetrieben. Beim Spiel mit seinen Schwestern war es ins Wasser gefallen. Rasch schwamm er ihm entgegen, zog es an einem grünen Grashalm, den es ergreifen und an dem es hochklettern konnte.

Der Elf saß unter dem überhängenden Ufer und sah bald dem Libellchen zu, bald spähte er auf den Fluß hinaus, ob seine Hilfe von neuem nötig wäre. Er hatte gar keine Zeit mehr. Des Käfers Worte fielen ihm ein von der guten Arbeit. Er sprang auf, breitete die Arme aus und rief: „Nun weiß ich sie, ach, bin ich glücklich", und mit Kraft durchschwamm er den Strom. Der Fluß aber streichelte ihn mit warmen Wellchen und rief ihm immerfort ins Ohr:

„Nun machst du vieles gut, was ich selbst nicht kann!"

Otto Hahndorf

Ein kluges Huhn

Der Sommer hatte nun auch vollends das schöne Ostpreußenland in einen duftenden Blumengarten verwandelt, und die Kirschbäume hatten sogar schon Frucht angesetzt. In den sauberen Straßen Königsbergs ging die junge Damenwelt in dünnen, bunten Kleidern wie nur zum Vergnügen auf und ab. Und doch war es für jedermann nach all den kühlen Tagen interessant und amüsant.

Die alten Eheleute Schwahn allerdings konntend as alles nur im Geiste miterleben, denn sie bewohnten draußen am Stadtrand ein idyllisches Häuschen. Ein Waldstück, das sich an der Grenze des Grundstücks entlangzog, ließ das Ganze ein wenig romantisch erscheinen. Es konnte hier gut etwas Gartenbau und Kleintierzucht betrieben werden. Da die alten Leute besonders an Hühnern Spaß hatten, nahm es nicht wunder, als eines Tages ein stattliches Huhn, die Henne namens Tucki, auf dem Hof herumstolzierte.

Weil die vielbewunderte Henne gar so einsam war, gewährte man ihr „Familienanschluß". Dazu gehörte, daß sie ihre Mahlzeiten auf dem Teppich unter dem Tisch serviert bekam. Tucki fand das so ganz in Ordnung, und ihren Schlafsitz wählte sie sich selbst aus: eine Stuhllehne fand sie sehr geeignet. Darauf hockte sie von nun an jede Nacht.

Tucki war — wie alle Hühner — eine Frühaufsteherin. Da ihrer Meinung nach die Menschen viel zu lange schliefen, übernahm sie täglich das Amt des Weckens. Jeden Morgen flog sie zuerst auf das Bett der Hausfrau und versuchte, diese mit langem „Tuckituck" aufzuwecken. War ihr das geglückt, begab sie sich sofort auf das nächste Bett, um Opa Schwahn aus dem Traum zu holen.

Hatte Tucki Hunger, so stellte sie sich vor den Küchenschrank und forderte mit „Tuckituck" Oma Schwahn auf, sie zu füttern. Mit der Zeit begehrte sie nur noch Kuchen, Butter, Reis oder Fleischstückchen zu fressen. Bei all dieser guten Behandlung fühlte sich Tucki während der Legezeit verpflichtet, von ihrer Stuhllehne herab fast jeden Tag ein großes Ei zu legen. Oma Schwahn lief dann schnell und rückte einen Sessel hinter den Stuhl, wonach das Ei auf ein weiches Kissen fiel.

Tagsüber machte es sich Tucki in der Stubenecke direkt am Ofen gemütlich. Wehe dem Besuch, der ihr den Zugang zu ihrer „gemütlichen Ecke" irgendwie versperrte! Energisch und rücksichtslos wühlte und zwängte sie sich durch die ihr den Weg versperrenden Beine. Ihr „Hausrecht" ließ sie sich auch sonst in keiner Weise schmälern!

Nach einigen Jahren hatte im Stall ein Hahn mit mehreren Hennen Quartier bezogen. Tucki tat anfangs sehr hochmütig und besah sich alles nur von weitem. Einmal jedoch trieb sie die Neugier bis in den Hühnerstall, wo sie Hahn und Hennen auf der Stange einträchtig beieinander sitzen sah. Kurzentschlossen setzte sie sich daneben, und von dieser Zeit an blieb sie bei der Hühnerschar.

Annemarie in der Au

Pani Halinka

Wer im Lager Prunice war, einem kleinen Dorf, das durch eben jenes Lager zu einer traurigen Berühmtheit gelangte, wenn auch die Welt wenig davon erfuhr — wer im Lager Prunice war, der kennt Pani Halinka.

Und manchmal, wenn die Erinnerung ihn wieder wie ein Albtraum schüttelt, daß er wie ein gequältes Tier aufschreien muß, dann wird im jähen Erwachen auch Pani Halinka wie eine tröstende Gewißheit bei ihm sein.

In das Lager Prunice hatte die Zeit alles hineingepreßt, was die Katastrophe des beendeten Krieges in den aufgewühlten Schlachtfeldern gelassen hatte, todgewillte Greise, hilflose Frauen, versprengte Glücksritter und Kinder, die von alledem nichts wußten und sich wie eine gläubige Herde an die Erwachsenen drängten.

Im Lager Prunice konnte der Tod wählerisch sein. Aber er riß durch Hunger und Krankheit viel an sich. Anfangs war das rettungslose Verlorensein größer als der Hunger. Aber mit der Besinnung auf den primitivsten Lebenswillen, nahm er an Macht und Gewalttat zu, wurde er zum Teilhaber an jedem Geschäft, zum Diktator jeden Gedankens, zum Inhalt jeden Glaubensbekenntnisses. Für die Kinder von Prunice war der Hunger ein Lehrherr, dessen Grausamkeit so groß war wie alle Grausamkeiten der Welt zusammen.

Die Kinder von Prunice lernten, sich auf die geringe Wassersuppe zu stürzen, noch ehe sie ihnen wieder von den Austeilern lachend fortgerissen werden konnte. Sie lernten es, sich nachts auf ihre geringen Habseligkeiten zu legen, damit man sie ihnen nicht fortnahm. Sie lernten es, wie Tiere zu sein: wie Krähen nach Angreifern zu hacken, wie Luchse zu schleichen, wie Füchse zu schweigen und wachsam zu sein. Die Kinder von Prunice lernten zuviel, aber niemand von allen schien das zu bemerken.

Wenn es überhaupt im Lager Prunice diese Frage nach dem Warum gegeben hätte, Pani Halinka hätte gewiß keine Antwort darauf gewußt. Sie gehörte weder zu denen, die besiegt waren und also nach den Gesetzen der Rache hinter Stacheldraht und Todesdrohung gehörten, noch zu jenen, die mit den Besiegten paktiert und also das gleiche Los wie diese zu erleiden hatten. Sie hatte nichts weiter getan, als daß sie bei einem Sterbenden kniete. Sie hatte nichts dabei gefunden, daß er in einer fremden Sprache nach einer Mutter stöhnte, die sie nicht war. Er war unter ihrem leisen Sterbegesang ruhig geworden, das war alles. Aber nun war sie dafür hier.

Pani Halinka war ein winziges Teil jener schwarzen Masse geworden, die danach trachtete, nicht aufzufallen. Vielleicht wäre sie für immer darin begraben geblieben, hätte nicht einmal einer der Bewacher neben ihr ein Kind geschlagen, das seine Konservendose mit der Wasserbrühe nicht mehr in seinen zitternden Händen hatte halten können und den Inhalt verschüttete. Pani Halinka hatte, ohne überhaupt etwas zu denken, zu einem Schlag gegen den gefürchteten, allmächtigen Mann ausgeholt. Dann hatte sie das Kind genommen und war gegangen, einfach so fortgegangen in eine tröstende Ecke. Man hätte sie verfolgen können, man hätte sie erschlagen können, es hätte sich nicht einmal jemand darum gekümmert. Aber es war merkwürdig, daß es niemand wagte.

Nun hätten die Kinder des Lagers Prunice in Pani Halinka ihre unvermutete Beschützerin sehen können, hätten sich wie Küken zur Glucke scharen können. Aber die Kinder witterten hinter jeder Freundlichkeit nur den Beginn einer neuen Quälerei. Sie hatten es so gelernt. Pani Halinka ging das nichts an. Pani Halinka war bei den Kindern, ohne daß sie es wußten. Es genügte, daß die anderen es bemerkten und die Kinder in Ruhe ließen.

Eines Tages kam ein neuer Mann zu den Bewachern des Lagers. Er war nicht besser, aber auch nicht schlimmer als alle, nur brachte er neue Methoden mit. Das machte ihn gefährlich. Bei ihm war alles verboten, was ihm gerade so einfiel, das Spucken und das sehnsüchtige Herumlungern am Stacheldrahtgehege, das heimliche nächtliche Feuer und der Besitz eines Bleistiftstummels, das Flüstern in seiner Nähe und das Stöhnen in der Nacht um einen neuen Toten. Die Strafen reichten vom Essensentzug bis zum Prügeln. Wirklich neu war nur dies: für die Vergehen der Kinder sollten die Mütter gestraft werden. Da aber die Kinder von Prunice keine Mütter hatten, wurden sie wie Erwachsene behandelt.

Doch wieder war es Pani Halinka, die sie zu Kindern machte. Alle. Zu ihren Kindern. Vier Monate hielt Pani Halinka es durch, Mutter zu sein. Dann zählte sie zu den Toten, die man in eine Grube warf und über die man Chlorkalk streute. Das war eine Woche, bevor das Lager Prunice sich auflöste, um in die Anonymität eines kleinen Dorfes zurückzukehren.

Vier Monate scheinen nur eine kurze Zeit im Blick auf die Ewigkeit. Vier Monate sind eine kleine Spanne Zeit, gemessen an einem menschlichen Leben. Vier Monate waren für die Kinder von Prunice lang genug, um wieder die Abendsonne als einen Strahl der Hoffnung für den Frieden der Nacht zu empfangen. Vier Monate waren für Pani Halinka alles.

Johann Kalwa

Der Kruschkenwächter

Auf allen großen Gütern in der Heimat nahmen die Gutshandwerker eine besondere Stellung ein. So war es auch auf dem Gut Seewalde im Kreis Osterode. Anton Wernitz, ein tüchtiger Landwirt und bekannter Pferdezüchter, wußte die schwere Arbeit des Stellmachers wohl zu schätzen. Meister Kalabusch hatte ohne Hilfskraft alles in bester Ordnung gehalten und einen Vorrat an Rädern und allem anderen geschaffen. So hatte er als Wohnung ein altes, aber noch gut erhaltenes Holzhaus zur alleinigen Benutzung bekommen, dem sich noch ein Garten anschloß. Kirschbäume, Stachelbeersträucher und ein mächtiger Birnbaum, hier Kruschkenbaum genannt, standen der kinderreichen Familie zur Verfügung.

Im Jahre 1897 war der Baum so voll besetzt, daß Meister Kalabusch ihn stützen mußte. Ein paar halbwüchsige Burschen hatten es auf ihn abgesehen. Eines Nachts waren sie schon über den Zaun geklettert, wurden aber gestört und mußten flüchten.

Zur Zeit der Reife schlug Meister K. sein Nachtlager unter dem Kruschkenbaum auf. Sein altes, halbtaubes Hundchen, Atollek gerufen, leistete ihm Gesellschaft. In einer stürmischen Nacht, der Himmel war mit schweren Wolken behängt, umschlichen die Burschen wie Indianer das Lager des Wächters. Der aber schlief, in Decke und Schlafpelz gewickelt, den Schlaf des Gerechten. Auch Atollek hatte die Wärme des Menschen gesucht und war unter den Pelz gekrochen. Lautes Schnarchen vom Lager verriet, daß die Stunde zum Handeln geschlagen hatte. So holten die Burschen den großen schweren Trog des Meisters, der zum Abbrühen und Abschaben geschlachteter Schweine diente, und deckten damit Mensch und Hund zu. Ein Bursche setzte sich noch drauf. Der zweite kletterte auf den Baum und der dritte war bereit, die Früchte in den Sack zu stopfen. Erst als die geschüttelten Birnen auf dem Trog polterten, wachte Atollek auf und fing an, jämmerlich zu winseln. Darüber erwachte auch der Wächter, wollte sich aufrichten, schlug mit der Stirn gegen den Trog und fiel zurück.

„Kreuzdonnerwetter", fluchte er, „wo bin ich denn?" Nach beiden Seiten war kein Ausweg. Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ihn: Hat man mich bei lebendigem Leibe eingesargt wie jenes Weib in Moschnitz während der Cholera-Epidemie?

Die scheinbar Tote hatte man damals in eine selbst zusammengeschlagene Kiste gepackt, da der Schreiner schwer krank lag. Beim Zunageln des Deckels fing die Totgeglaubte an zu husten und als man die Bretter schnell abriß, sah sie die Umstehenden verwundert an.

Hier bei ihm aber war ja schließlich Atollek. Als der Stellmacher sich unter dem Trog zu drehen versuchte, wurde über ihm dreimal scharf geklopft, ein Zeichen, daß er sich ja ruhig zu verhalten habe. Die zwei Burschen verschwanden mit der Beute, um sie im Strohhaufen zu verbergen. Der dritte bewachte noch ein paar Minuten den Wächter unter dem Trog und jagte dann den andern nach.

Es war Mitternacht, als Herr und Hund sich endlich befreien konnten. Aber der Meister fand keinen Schlaf mehr. Ehe die Glocke morgens zur Arbeit bimmelte, patroullierte er schon vor dem Schloß. Der Oberinspektor war beim Einteilen der Leute, als auch der Gutsherr, noch im Morgenrock, die Freitreppe herunterkam. Als er den Stellmacher auf sich zulaufen sah, fragte er ihn, was er so Wichtiges auf dem Herzen habe. Nun erfuhr er von dem Streich, den man seinem braven Stellmacher gespielt hatte. Der Gutsherr rief den Leuten zu, sie sollten sich nicht vom Platze entfernen. Dann kommandierte er, wie einst seine Schwadron auf dem Exerzierplatz:

„Die Halunken, die heute nach meinem Stellmacher den Streich gespielt haben, drei Schritt vor!"

Alle blieben wie angewurzelt stehen. Dann rief er ergrimmt: „Ich werde es herausbekommen! Die wird der Teufel lebendig zur Hölle fahren!"

Sofort mußte ein Stallbursche aufs Pferd, um den Gendarm zu holen. Der suchte alle Häuser, Böden, Keller ab, sogar in Strohsäcken wurden Stichproben gemacht; doch vergebens.

Ein paar Jahre später sollte die älteste Tochter des Stellmachers, ein adrettes Marjellchen, das im Schloß als erstes Stubenmädel diente, heiraten. Auf dem Lande war es damals üblich, die Gäste durch einen Hochzeitsbitter einzuladen. Ein Verwandter, ein flotter Bursche mußte es sein, der mit bunten Bändern und Schleifen geschmückt zu den Gästen geschickt wurde. In Seewalde hatte Fritz Piotrowski schon mehrfach solche Rolle zur vollen Zufriedenheit gespielt. Bei seiner Schulentlassung hatte der Lehrer Probol in Gr. Lauben zu ihm gesagt: „Schade, mein lieber Junge, daß deine Eltern so arm sind, sonst könntest du mit deinen Kenntnissen das werden, was ich bin."

Bevor der Fritz als Bitter ins Haus trat, knallte er mit seiner bändergeschmückten Peitsche dreimal und sagte den Einladungsspruch, um dann weiterzuziehen. Am Polterabend erschien er im Hochzeitshaus und unterhielt die Mädchen beim Kranzflechten und die Frauen beim Fischschuppen und Kartoffelschälen durch seine Witze aufs beste, während man draußen alte Töpfe, Flaschen und ausgedientes Geschirr gegen die Wand warf. Es hieß doch: je mehr Scherben, desto mehr Glück.

Am frühen Morgen wurden die Scherben beseitigt, der Hof wurde gefegt und mit Kalmus bestreut. Um den Türrahmen wurde das Geflochtene, das aus Laub und Blumen bestand, angeschlagen. Am frühen Vormittag kamen die Musiker, um jedem Gast, der ankam, den Marsch zu blasen. Vor der Fahrt zur Kirche wurde noch eine kurze Andacht gehalten und ein geistliches Lied gesungen.

Draußen standen schon zwei Leiterwagen, mit Laub geschmückt, zur Fahrt nach der Kirche bereit. Für das Brautpaar und die Brautführer stellte der Gutsherr einen Kutschwagen zur Verfügung, der bei der Hinfahrt den andern folgte. Zu Paaren geordnet bewegte sich der Zug zur Kirche, um zu beiden Seiten des Altars Aufstellung zu nehmen. Pfarrer Siedel, der spätere Superintendent, vollzog die Trauung und gestaltete sie ganz besonders schön. Die beiden waren seine Konfirmanden gewesen und hatten es damals an Fleiß nicht fehlen lassen.

Nach der Trauung fuhr das junge Paar in raschem Galopp voran. Während die Mädchen laute Juchurufe ausstießen, knallte der Hochzeitsbitter mit der Peitsche, was Zeug und Schwefel hielt. Ein paar hundert Meter vom Hochzeitshaus entfernt bliesen die Musiker den Ankommenden einen Marsch, der ihnen fast die Augen aus den Höhlen trieb.

Im Hochzeitshaus stand die Kaffeetafel schon fertig und so reich gedeckt, daß sie für die doppelte Zahl der Gäste gereicht hätte. Dann ging's mit Musik nach der Tanzbaracke, wo auch die Erntefeste stattfanden. Hier wurde nach Herzenslust getanzt und getrunken.

Abends fand im Haus das große Festessen statt. Es gab Suppe, Fisch, Schweinebraten und wie üblich dicken Reis mit Zimt und Zucker.

Jetzt hielt der Hochzeitsbitter eine wohldurchdachte Rede. Zum Schluß sagte er, bei dieser so fröhlichen Feier habe er noch etwas ganz Schweres von der Seele zu wälzen. So begann er:

Heut steh ich hier als Hochzeitsbitter;
einst war ich der Übeltäter
und mit mir noch weitere zwei —
der Schwiegersohn war auch dabei!
Der dritte noch im Bunde
sitzt hier in der Tafelrunde.
Reuevoll woll'n wir bekennen
Die Schuld von unsern Herzen trennen:
Wir störten damals aus Schlaf und Traum
Euch, Meister, unter dem Kruschkenbaum.

Es war so still geworden, daß man kaum zu atmen wagte. Aller Augen richteten sich auf den



Ruderer auf dem Duzkanal — Foto Perling

Brautvater, der wie ungläubig seinen Kopf hin und her bewegte und dann zum Schwiegersohn sagte:

„Mein Sohn, hätte ich das früher erfahren, so wärest du heute nicht hier. Da aber der Pfarrer das Amen gesprochen hat, will ich dein und meiner Tochter Glück nicht stören."

Da griff der Schwiegersohn nach seiner Hand und sagte, während ihm die Tränen in die Augen traten:

„Verzeiht, Vater, den dummen Streich, ich werde alles tun, um das gutzumachen."

Auch die beiden andern baten um Vergebung, die ihnen auch gewährt wurde. Bei diesem günstigen Ausgang erhob sich unter den Gästen ein nicht endenwollender Jubel. Alle wünschten dem braven Meister viel Glück, Gesundheit und langes Leben. Den Übeltätern versagte man die Anerkennung auch nicht, sie hatten sich, wenn auch spät, schließlich freiwillig zu ihrer Tat bekannt.

Hannelore Patzelt-Hennig

Wogende Weiten der Kornfelder

Das unverkennbarste Wahrzeichen Ostpreußens waren wohl seine unübersehbaren wogenden Kornfelder. Und zur Zeit der Ernte wiesen sie, wie auch alle anders bepflanzten Äcker einschließlich der herrlichen saftig grünen Wiesen, ihre Eigentümlichkeit auf. Jedenfalls läßt die Entwicklung dieses Jahrhunderts es uns rückblickend so sehen. Nach Johanni, wenn die Sonnenwendfeiern vorüber waren und der Kuckuck seinen lieblichen, neckischen Ruf eingestellt hatte, begann bei uns zu Hause in der weiten Memelniederung auf den riesigen Wiesen die ‚Heejaust'!

Nicht lange nach Sonnenaufgang zogen die Schnitter hinaus, ihre Sensen über der Schulter, das Schluckerfaß mit dem Wetzstein und etwas Wasser darin links hinten am Gesäß baumelnd. Bald folgten auch die Frauen, mit weißen Kopftüchern als Sonnenschutz ausstaffiert und hölzernen Harken in der Hand. Jede achtete dabei peinlich darauf, speziell ‚ihre' Harke zu erwischen; denn keine andere lag so wie gerade diese in der Hand. Nur damit flutschte die Arbeit richtig!

Die Arbeit der Frauen war zunächst das Wenden des gemähten Grases. War die Mahd trokken, wurde das Heu zu kleinen Wällen zusammengeharkt und dann zu Kepsen geschichtet. Zwischen den Reihen dieser Heuhäufchen fuhren nun lange Leiterwagen entlang, auf die das Heu gestakt wurde. Hoch hinauf gepackt wurde es, und oben längs wurde ein Wiesenbaum gelegt, der an beiden Enden des Fuders mit senkrecht zum Wagen verlaufenden Strikken am unteren Wagenteil befestigt wurde.

Unvergleichlich war es, auf so einem Fuder zu liegen, wenn es die Feldwege entlang heimwärts schwankte, über sich nur das strahlende Blau des heimatlichen Himmels oder die die Phantasie anregenden Wolkengebilde.

Manchmal wurde die Heuernte allerdings auch zum ständigen Kampf, dann nämlich, wenn das Wetter sich nicht hielt. Von ihm hängt der Verlauf dieser Arbeit nun einmal grundsätzlich ab. Und auch die Stimmung in den Kleinmittags- und den Vesperpausen am Wiesenrain richtete sich absolut danach, ob die Sonne vom Himmel lachte oder der Horizont bedrohlich verhangen war.

Das war auch für die Kornaust das Ausschlaggebendste. Die Bauern bibberten oft schon wochenlang vorher um den guten Stand des Getreides und schönes Wetter für Reife- und Erntezeit. Wie leicht walzte ein kräftiger Hagelschlag so ein prächtig stehendes ährenrauschendes Feld nieder. Dann wurde das Mähen eine Schinderei. Wenn dagegen die Halme aufrecht standen und die Schnitter, in kleinem Abstand schräg hintereinander herschreitend, rhythmisch Schwade um Schwade niedermähten, wirkte diese Tätigkeit geradezu feierlich.

Hinter den Schnittern gingen die Frauen und banden das gemähte Getreide zu Garben. Die Garben wurden zu je zwölf Stück zu Hocken aufgestellt. Dieser Hocken gedenke ich gern. Sie waren Wind- und Regenschutz und recht willkommene Häuschen für uns Kinder, wenn nur die Stoppeln nicht so gepiekst hätten.

War das Getreide trocken, wurde es wie das Heu auf Leiterwagen in hohen Fudern eingefahren. Danach wurden die Felder noch einmal abgeharkt, und auch das dabei zusammengekommene Getreide, Krummstroh genannt, kam in die Scheune und wurde gedroschen. Keine Ähre sollte verlorengehen!

Wachte die Kornmuhme darüber, solange die Halme standen, und fing oder bedrohte jeden, der seinen Fuß unnützerweise in ein Ährenfeld lenkte, so achtete der Bauer mit Beginn der Ernte peinlichst selbst darauf, nichts zu verasen.

Korn war Brot — und Brot war heilig!

Die nächste große Arbeit war das Kartoffellesen. Dabei machte jung und alt mit; jeder mit einem von den Männern in Winterarbeit gefertigten Korb aus ungeschälten Weidenkluben über dem Arm. So ging es hinaus auf die herbstlich angehauchten Felder. Vorweg zog ein Gespann mit mit einem Pflug. Die aufgebrochenen Scharten förderten den Erntesegen zutage. Die nachfolgenden Sammler wühlten ihn aus und lasen ihn ein. Die vollen Körbe wurden an bestimmten Stellen zusammengetragen, hier wurden die Kartoffeln in Säcke gefüllt und auf Hehlwagen geladen. Dann ging es ab zu den separat von den Häusern gelegenen Kellern. Dort hinein wurden sie über ein Brett mit erhöhten Kanten durch eine Luke geschüttet. In der Kühle dieser Keller, die in die Erde hineingebaut waren, über dem Gewölbe noch eine dicke Erdschicht hatten und zusätzlich noch unter schattigen Bäumen standen, lagerten sie frostsicher im Winter und herrlich kühl im Lenz und Frühsommer.

Bemerkenswert fand ich noch, daß auf den heimischen Kartoffelfeldern mitunter einzelne Sonnenblumen standen. Sie standen da wie einsame Wächter über die sich mehrende Frucht.

An die Kartoffelverschläge in den kühlen Kellern grenzten meistens die für die Runkeln, der letzten zur Ernte ausstehenden Frucht der heimatlichen Felder.

‚Runkelriete' war eine trotz großer Anstrengung eigentlich immer recht heitere Sache. Wenn die ‚Rieter' den tief im Boden verwurzelten Früchten zu Leibe rückten, passierte manches kleine Malheur. Es riß manche Naht der alten Klamotten, in denen man steckte, es gab manchen Ausrutscher auf dem um diese Zeit schon immer nassen, glitschigen Boden, und es rutschte manch einer ganz aus den Schlorren oder Dippkes.

Man sah den Runkeln nicht unbedingt an, wo die Tücke lag. Nicht die Größe, sondern die Tiefe, mit der sie im Boden steckten, war das Ausschlaggebende. So kam es, daß kleine Helfer mitunter drei- bis viermal lang hinsausten und die Runkel immer noch im Boden festsaß. War das untere Ende dieser Futterpflanze dem Tageslicht endlich zugeneigt, wurden die Blätter mit einem Messer an Ort und Stelle entfernt, und die Runkeln auf kleine Häufchen zusammengeworfen. Von dort wurden sie auf Hehlwagen verladen, die mit diesen Früchten die letzten Erntefuhren des Jahres bildeten.

Sie waren der Abschied von den Feldern — das Ende des Erntejahres überhaupt.



Erntezeit in Ostpreußen — Foto Anspieler

Vom Balkon aus sah man die ganze Stadt

Besuch in Nordenburg — Erinnerungen an ein ostpreußisches Kleinstadtparadies

Von Angerburg am Mauersee führt eine Eisenbahnlinie in nordwestlicher Richtung nach Gerdauen; auf halbem Wege liegt Nordenburg.

Man kann auch mit der Swine beginnen. Die Swine ist, wie der Omet, ein Nebenfluß der Alle; sie kam aus dem Nordenburger See, als wäre sie ihm entsprungen. In Wirklichkeit ist ihre Quelle inmitten der Höhen westlich vom Mauersee.

Meine Großeltern besaßen einen Hof, dreihundert Morgen groß, eine Mühle, eine Ziegelei, und Opa war Amtsvorsteher in Ellernbruch. Als Oma starb und Opas zweite Frau den Hof nicht bewirtschaften wollte, wurde alles verkauft und in Nordenburg, in der Nähe des Bahnhofs, ein Haus gebaut, das hatte einen großen Garten; da war auch ein Stall mit Pferden und Kleinvieh. In allen Ferien fuhren wir Enkelkinder, drei Schwestern, dorthin: so wurde Nordenburg unsere Heimat und unser Kinderparadies. Da war die Welt vergoldet, besonnt und unendlich belebt. Da war ein Mann in großen Stiefeln und mit einem Kaiser-Friedrich-Bart; großspurig stand er in der Gartenerde, und ich mußte ihm Erbsenstangen zureichen, und Opa lachte dröhnend, wenn eine Erbsenstange so schön in seine ausgestreckte Hand hineinknallte; beide lachten wir fröhlich dazu.

Dann standen da Steintöpfe herum, mindestens fünfzig; alles was Hände hatte, saß unter den Bäumen und entsteinte Kirschen. Da war eine „Trina", die Marjell, die rannte immer hin und her, und Opa sagte: „Dammliche Kassroll!" Oh, das war schön! Bei den Eltern in Königsberg hätte das Wort eine Katastrophe ausgelöst, aber hier hatte es der Opa gesagt, und der kam doch gleich nach dem lieben Gott!

Fahrt nach Brosowen

Es war Sonntag. Opa schlief, aber die Nachbarkinder stürmten schon zu uns auf den Hof. Wir liefen zum Hinterpförtchen hinaus, und weit, ganz weit, lag vor aus, um uns, die grüne, herrliche Welt: wogende Kornfelder, deren Ende nicht abzusehen war, Wiesen mit Butterblumen, ein schmaler Fluß; wir sahen die Wolken fliegen, die Fischlein schwimmen, und wir pflückten Vergißmeinnicht. Die Sonne strahlte, was hätte sie sonst auch tun sollen?

Später wurden die Rappen vor den noblen Landauer gespannt; der Friedrich hatte den mit schönen, blanken Knöpfen besetzten Kutscherrock angezogen; wir Kinder wurden in die Kutsche verstaut; Opa und Oma im Sonntagsstaat nahmen breit und würdevoll Platz, und dann ging die Fahrt los, zu irgend welchen Verwandten, durch Erlenwald, dann wieder durch Felder, golden und grün, am See vorbei mit seinen schilfigen Ufern und den vielen Wasservögeln. Dörfer tauchten auf, Paschaken und Wieskoppen. Wir fanden es zauberhaft, wenn der Wagen riesige Staubwolken aufwirbelte, und wie der Friedrich die Pferde so sicher zu lenken verstand. Zuletzt kam eine Biegung um ein Wäldchen herum, dann standen wir vor einem Gehöft: Brosowen!

Da standen aufgereiht lauter Leute, die Männer hemdsärmelig, in schwarzen Hosen und Westen, die Frauen in weiten Röcken. Sie zeigten sich sehr beeindruckt, denn Oma hatte ein schwarzes Kleid an und ein Komposthütchen auf, und ein feiner Duft ging von ihr aus. Über Opas Weste war eine schwere goldne Uhrkette drapiert. Wir Kinder gaben uns wie lauter junge Wolfshunde, scheu, hungrig, nervös.

Aber zum Glück war da auch eine Trina, wie bei uns in Nordenburg; diese war aber alt, doch dafür hatte sie ein so liebes Gesicht, und gleich hingen wir uns an sie, anstatt uns um Tanten und Kusinen zu kümmern. Später wurde uns der Webstuhl vorgeführt und die selbstgewebte Leinwand gezeigt, und die Truhen mit den Aussteuern, doch das alles imponierte uns nicht, es war eben Stoff, nichts als Stoff; doch die Trina, die hatte ein Bett mit rotkariertem Bettbezug — das war doch etwas! Und auf den Holzkorken rannte sie wie ein Wiesel über den Hof, zwei volle Milcheimer in den Händen, ohne einen Tropfen zu verschütten. Zu der Milch bekamen wir Weißbrot mit Bergen von Rührei.

Man führte uns auch hinaus auf die Weiden: da waren Kühe und Pferde; keine Ahnung, wie viele das waren, aber schöne, schlanke Goldfüchse dabei und feurige Rappen; wir wurden auf zahme Stuten gesetzt und durften darauf reiten. Später schlich ich noch einmal allein hinaus, lockte ein Pferd an und versuchte hinaufzuklettern — es gelang mir sogar; ich ritt ein paar stolze Runden, ohne Sattel und Zaumzeug, ehe ich in hohem Bogen in ein Getreidefeld flog; niemand hat es jemals erfahren.

Der Heimweg war irgendwie in Dunkel gehüllt. Opa hatte mich auf den Schoß genommen und ich sah nur immer wippende Pferdeköpfe vor mir.

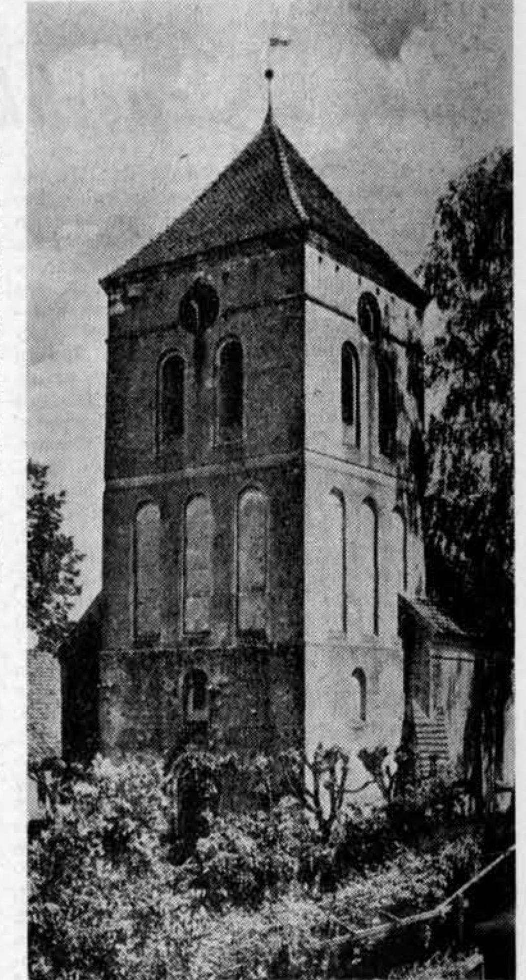
Mit der Front zur Straße stand Opas Haus; auf der gegenüberliegenden Seite wohnte ein Bauunternehmer, Herr Ritzkowski. Da waren zwei Kinder, etwa in meinem Alter. Es gab Geburtstagsfeiern, Kindergesellschaften, hüben wie drüben; Haus, Garten, Hof, alles stand uns zur Verfügung. Auf dem riesigen Hof bei Ritzkowskis — auch Opas Hof war nicht gerade klein — lagen Stapel von Brettern, Balken, Steine; dahinter konnte man sich verstecken. Wunderbare Helfer waren uns dabei die Männer, die da ihre Arbeit verrichteten, zumeist ältere Männer mit geröteten Gesichtern, die Mütze auf den Hinterkopf geschoben, bedächtig die Worte setzend, wenn sie mit uns sprachen.

Einen Balkon hatte die Villa ganz oben, mit weitem Ausblick ins Städtchen hinein; da waren bestimmte Häuser gut zu erkennen, Straßenzeilen; irgendwo in der Mitte ragte aus Baumkronen der Kirchturm heraus. „Dort ist unser Haus!" rief das Apothekertöchterchen. Da waren auch der Markt und das Amtsgericht. Die Kinder vom Tierarzt konnten ihr Haus nicht finden. Es war alles so neu für uns, so umfassend, bisher hatten wir immer nur einen Ausschnitt zu sehen bekommen, beim sonntäglichen Kirchgang zum Beispiel, doch darf man das beileibe nicht wörtlich nehmen; man ging nicht etwa zu Fuß, nein — der Friedrich spannte an. Opa und Oma fuhren bequem in der Kutsche; eins von uns durfte jeweils mitfahren. Die Fahrt ging durch eine gerade Straße, von schmucken Häusern flankiert; freundliche Menschen standen oder saßen davor und grüßten. Immer war die Straße sauber gefegt; alles sah feierlich aus. Auch kam es zuweilen vor, daß wir wochentags mit Trina in die Stadt zum Einkaufen gingen. Sie bog dann von der Hauptstraße links ab zum Kaufmann, aber weiß ich noch, wie es dort aussah? Die Tüte Bonbons, die uns über den Ladentisch gereicht wurde, ist das Wichtigste in der Erinnerung.

Schützenfest

Das war eines der Dinge, die uns am meisten erregten, wenn Schützenfest war. Wir bekamen unsere weißen Kleider an, die Sonntagsschleife ins offene Haar, und Friedrich fuhr uns in den Stadtwald. Dort waren Tische und Bänke aufgestellt, massenhaft Leute saßen und tranken dort und sangen vergnügt; eine wunderbar laute Tsching-taratata-Musik dröhnte pausenlos. Die Kiefern, der von Ameisen wimmelnde Sand . . . alles glühte vor Hitze. Auf einem Baum, inmitten einer Lichtung, hingen Würste, und die Bowkes kletterten hinauf; es war himmlisch. Ein schreckliches Durcheinander entwickelten jedoch die vielen „Onkel" und „Tanten", die immerwährend an unseren Tisch kamen, um die Kinder aus Königsberg zu sehen. Wir waren froh, als wir am Abend wieder in unseren schneeweißen Betten lagen, am Morgen im taufrischen Gras, barfuß, zur Pumpe liefen, uns auf die Kirschbäume schwangen, Oma uns dann zum Frühstück rief, zu Semmeln mit goldgelbem Honig. Wir sahen wieder Opas gutes, vertrautes Gesicht, der immer so schelmisch lachte; alles andere war wie ein Spuk und wurde fortgewischt aus der Fülle der Bilder.

H. B.



Der Turm der aus dem frühen 15. Jahrhundert stammenden Pfarrkirche von Nordenburg.

Stiller Brutplatz für eine bunte Vogelwelt

Das Hochmoor von Gerkiehnen im Kreise Gerdauen — Ein Teil wurde urbar gemacht

Etwa zehn Kilometer von der Kreisstadt Gerdauen entfernt liegt an der alten Heerstraße Gerdauen—Schippenbeil—Bartenstein bei der Ortschaft Gerkiehnen das „Gerkiehner Bruch", das noch um 1900 in seinem 865 Morgen großen Flächenbestand die charakteristischen Merkmale eines ausgeprägten Hochmoores im „wilden Urweltgewande" aufwies. Es ist wie fast alle Moore und Brüche vor Tausenden von Jahren aus einem sehr großen See in der Eiszeit entstanden. Durch die Bodenkultivierung sank es im Laufe der Zeit auf seine noch heute bestehende Flächengröße von 752 Morgen zurück (113 Morgen wurden urbar gemacht).

Vom bewährten Moorführer, Lehrer Max Pahlke, der bereits in der dritten Generation in seinem Heimatdorf Gerkiehnen das Lehreramt ausübte, und dem Landwirt Otto Nelson erfahren wir folgende interessante Einzelheiten.

Durch einen Pollenanalyse des Hochmoortorfes ist festgestellt worden, daß ein Mischwald von Eichen, Kiefern, Fichten, Buchen, Ulmen, Birken und Hauseln im Laufe von Jahrtausenden den Boden mehrmals umgewandelt hat. Der zu Ludwigsburg gehörende Mooranteil von 170 Morgen hat noch viel von seiner Ursprünglichkeit bis zuletzt bewahren können. Hier gab es noch bis zu 60 Zentimeter hohe Hempel oder Humpel, auch Bülten genannt, mit schneeweißem, leuchtendem Wollgras, wo der Wanderer bis über die Knöchel in das braune gurgelnde Wasser sank. Dazwischen lagen tiefgründige Blänken und große Bestände von Sumpfporst mit seinem stark betäubenden Duft sowie große Flächen von Trunkelbeersträuchern, deren Früchte im Haushalt eine vielfache Verwendung fanden und deshalb von den Frauen und Kindern der ganzen Umgegend massenweise geerntet wurden. Auch die vielen Moosbeeren erfreuten die Besucher. Zu den interessantesten Standortpflanzen gehörte der unter Naturschutz stehende rundblättrige Sonnentau (Drosera rotundifolia), die einzigartige fleischfressende Pflanze, die das Entzücken des Botanikers ist.

Bereits in den Kriegsjahren 1917/18 wurde das Projekt der Urbarmachung eines Teiles des Moores zur Tat. Durch das Bruch zog man breite tiefe Haupt- und schmale Stichgräben, mit Strauchwerk eingefaßt, das ein Wiederzuwachsen der Entwässerungsgräben verhindern sollte. Die oberste Schicht aus Seggen, Binsen, Torfmoosen, Wollgras und vieles andere mehr hackte man ab und verbrannte sie. Der vom Staat in beträchtlichen Mengen gelieferte Kalk entsäuerte das Moor, und es entstanden Wiesen und Ackerland, auf dem Hackfrüchte und Hafer prächtig gediehen. Die Entwässerung hatte aber eine auffallende Landschaftsveränderung zur Folge. Es siedelten sich schnellwachsende Birken, Kiefern und Weidenarten an. Die wie ein Uhrglas gewölbte Mitte (typisches Merkmal eines Hochmoores) zierten ansehnliche Heidekrautbestände, die zur Blütezeit den Bienen der angrenzenden Ortschaften den Tisch deckten. Vor der Melioration war hier übrigens kein Heidekraut zu finden. Auch die Heidel- oder Blaubeere und die so sehr begehrte Preißelbeere fanden jetzt ihnen zusagende Bodenverhältnisse.

Auch ein reiches Tierleben konnte sich im Moor entfalten. Wildenten und Wasserhühner statteten den Blänken kurze Rastbesuche ab. Lerche, Rotkehlchen, Buchfink, Habicht, Wildtaube, Rebhuhn, Schnepfe, Krähe und andere Vögel fanden hier stille und sichere Brutplätze. Das Kuckucksweibchen fand hier Nester, in denen es seine Eier fremden Brüterinnen unterschieben konnte. Auch der Kiebitz war hier vertreten. Bis zur Jahrhundertwende brütete der Schwarzstorch auf Bäumen im Moor.

Der Wanderer mußte sich vor Kreuzottern in acht nehmen. Die Dorfjungen machten freilich eifrig Jagd auf die Tiere und streiften die abgezogenen Häute auf einen Stock, der als Siegestrophäe durch den Heimatort gezogen wurde.

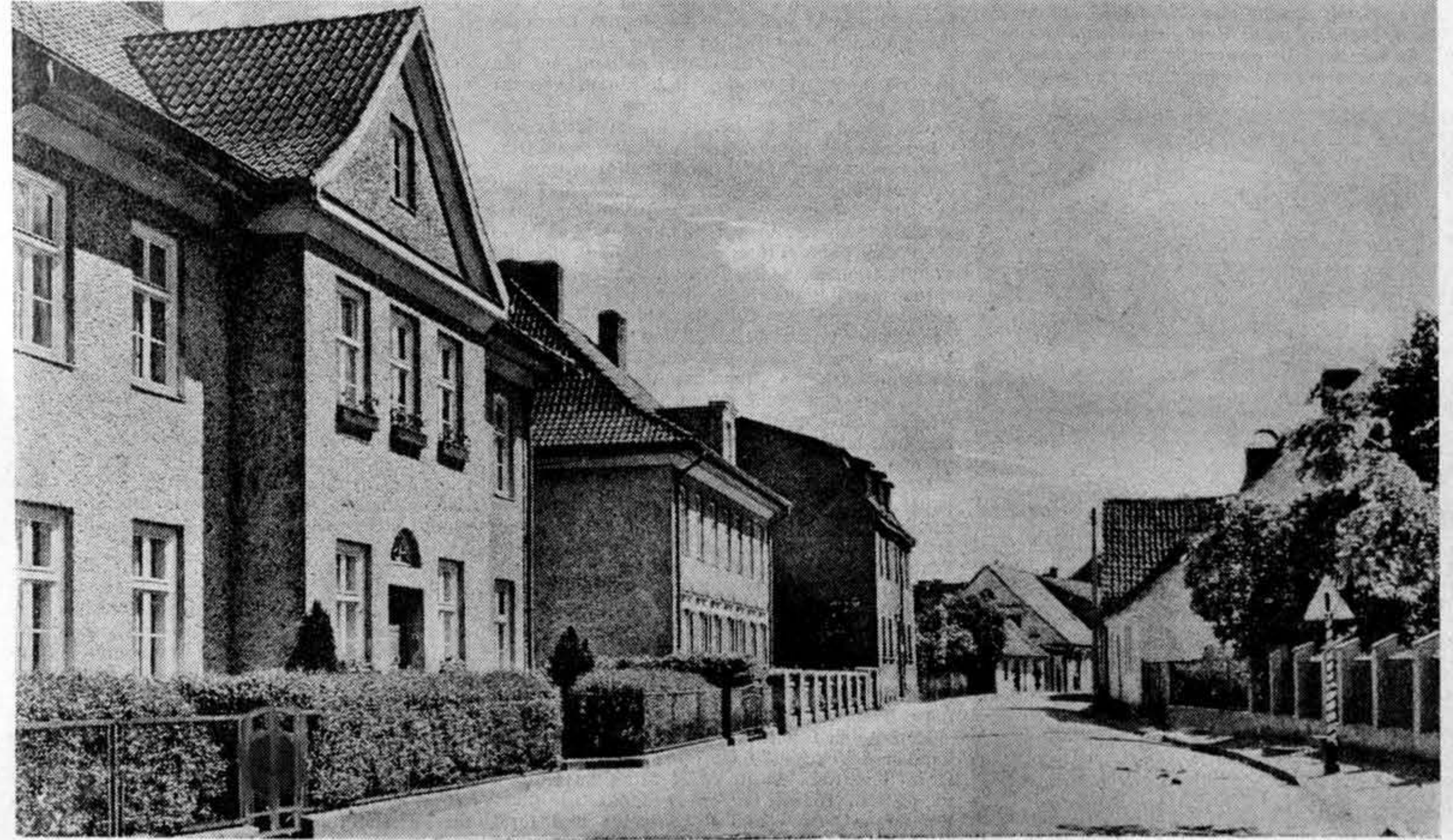
Bis zur Vertreibung besaßen folgende Landwirte beträchtliche Anteile am Moor: Heinrich Wollert-Ludwigsburg 170, Otto Nelson 230, Emil Kolberg 120, Richard Wenk 160 und Josef Oxenknecht 72 Morgen.

Starke Torfschicht

Schon seit undenklichen Zeiten wurde der geschätzte, wertvolle Torf im Handbetrieb gestochen. An manchen Stellen erreichte die feste Torfschicht die erstaunliche Dicke von sechs Metern. Bereits in der Gründerzeit errichtete man in Ludwigsburg eine Torffabrik, die leider ein Fehlschlag war. Man rechnete nicht in den tiefen Torfschichten mit dem Vorhandensein von Eichen-, Kiefern-, Birkenstämmen und -stubben aller Art, die die maschinelle Ausbeutung verhinderten. Ein großer Torfschuppen am Ludwigsburger Bruch erinnerte noch lange an jene fehlgeschlagene Torfgewinnung.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging man noch einmal an das unterbrochene Werk heran: Eine Firma versuchte mit mehreren Lokomobilen, Baggern und Pressen im Großbetrieb dem Moor den wertvollen Torf abzuringen. Die Verpachtung der Torfabbaulager brachte den Moorbesitzern keine besonderen finanziellen Vorteile, da sämtliche Kapitalien der Inflation zum Opfer fielen. Das Torfstechen im Handbetrieb wurde wie zu Urgroßvaters Zeiten von den Bruchbesitzern für eigene Zwecke und für ihre Deputanten und andere Interessenten noch bis zum Jahre 1944 zum letzten Male ausgeübt.

O. W. Bachor



Nordenburg — Blick in die Insterburger Straße

Fotos (2) Dargel

Eine schöne und lustige Landschaft

Was ein Schwabe in Altpreußen erlebte — Ein Reisebericht aus dem 16. Jahrhundert

Zur Zeit der großen Entdeckungsreisen, d. h. zu Beginn der Neuzeit, waren unsere Landstraßen meist nur von Kaufleuten belebt, die mit ihren Waren von Stadt zu Stadt zogen, reitenden Boten, wandernden Handwerksgesellen oder einzelnen Studenten, die an fernen Universitäten ihr Wissen vervollkommnen wollten.

Angeregt durch das, was diese Reisenden zu erzählen wußten, zog auch ein junger Schwabe, der seinen Gesichtskreis erweitern wollte, in die weite Welt hinaus. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen, von denen uns heute höchstens noch kurze Briefe vorliegen, hinterließ er uns ein umfangreiches Tagebuch, das allerdings erst vor 100 Jahren gedruckt wurde. Es trägt den Titel:

„Kurzer Bericht und Beschreibung meiner Samuel Kiechel von Ulm gethonen (getanen) Reys vom 23 May des 1585 jars büs uff ultimo Juny anno 89"

Samuel Kiechel war erst 22 Jahre alt, als er die Fahrt begann, hatte noch keinen Beruf und konnte außer etwas Latein auch keine Fremdsprache; aber er hatte eine hervorragende Beobachtungsgabe und verstand das, was er gesehen und gehört hatte, äußerst lebendig darzustellen. Darum wird man noch heute von seinem Bericht, der freilich in schwäbischem Dialekt geschrieben ist, gefesselt.

Das große Panzerschiff

Zunächst besuchte er das England der Großen Elisabeth, des Shakespeare und Franz Drake, dann Dänemark und Schweden, wo er ein Panzerschiff, das erste seiner Art, sah und mit folgenden Worten beschrieb:

„. . . Under oder neben andern (Schiffen) ist eines, der große drackh (Drache) genannt, das gröste, ein mechtig starckh und vöst schif, wölches öttliche bodenn (Decks) ob einander, und, als mür gesagt, soll es zwischen des zweyen düllen oder wänden, mütt osmundt, das ist erz, wue es aus den Bergen kompt, usgefillt sein, das süchs geschütz dorahn abstöst, nicht leichtlichen durchgeht oder schaden empfahet."

Weiter führte der Weg des unternehmungslustigen Schwaben, um nur einige Stationen seiner Reise zu nennen, durch Pommern und Altpreußen nach Polen, wo er in Grodno den König sah und Zeuge davon wurde, wie der Zauberer und Feuerbeschwörer Scotus im dortigen Schloß eine Feuersbrunst ohne Wasser löschte. Anschließend ging er nach Kur- und Livland, dann nach Österreich, Italien, Malta, Syrien, Ägypten und schließlich zur Türkei.

Für uns von Interesse ist nur sein Bericht über die Reise durch Altpreußen. Zwölf Tage weilte Kiechel in Danzig und beschreibt sehr anschaulich die dortigen großen Bauten, das wirtschaftliche Leben der Stadt und nicht zuletzt das Danziger Bier, das „für das höchst und bäste geacht wird" und ihm hervorragend schmeckte.

Weiter ging es über Elbing, dann lautet seine Eintragung ins Tagebuch (hier, um sie leichter lesen zu können, ins Hochdeutsche übertragen):

„Wir kamen am 8. Juni (1586) mittags in das Städtchen Braunsberg, das noch unter polnischer Krone ist. Abends erreichten wir Brandenburg. Dieses liegt elf Meilen weiter und gehört dem Markgrafen von Brandenburg oder Anspach. Hier kommt man wieder auf gute Wege; auch ist hier eine gar schöne und lustige Landschaft. Am anderen Morgen kamen wir nach Königsberg. Diese Stadt ist groß, aber wenig befestigt. Sie besteht aus drei Teilen. Der eine ist die alte Stadt, der andere der Kneiphof und der dritte heißt Löbenitt (Löbenicht). Jeder ist eine Stadt für sich, hat ihren besonderen Rat und auch ihr besonderes Halsgericht.

In Königsberg ist das Markgrafen-Schloß zu sehen. Dieses ist stattlich, von weitem Umfang und von alter Bauart. Daselbst hält gegenwärtig Markgraf Georg Friedrich von Anspach seinen Hof. Neben anderem wird in diesem Schlosse gerade ein großes Bauwerk begonnen. Es soll zu ebener Erde ein Zeughaus, in der Mitte eine Kirche und oben einen Festsaal erhalten, ist aber bereits zweimal eingefallen — vielleicht, weil so widersprechende Dinge nicht unter einem Dach zusammengefaßt werden wollen.



Auf seiner Reise passierte Kiechel auch Brandenburg. Unser Bild Frischingbrücke und Kirche. Foto Guttzeit

Ein Wasser, welches mehrmals durch die Stadt läuft (sich gabelt), heißt Bregel (Pregel). Der Fluß kommt aus Litauen und es wird auf ihm viel Getreide in die Stadt gebracht. Nicht zu große Schiffe können in der Stadt laden; einige Meilen weiter mündet der Fluß in die Ostsee (das Haff).

Von hier nicht weit entfernt findet man den Bernstein, welchen wir (in Süddeutschland) den Augstein nennen. Den wirft das Meer an den Strand. Er gehört dem Markgrafen, der daraus jährlich ein großes Stück Geld erlöst. Er wird verkauft und viel kommt in die Türkei. Bei Leibesstrafe ist — außer den hierzu bestimmten Leuten — verboten, den Bernstein aufzuheben oder zu sammeln.

In Königsberg blieb ich 11 Tage, weil dort Jahrmarkt war. Ich hatte deshalb keine Gelegenheit oder Gesellschaft zur Weiterreise und lag in der Herberge zur „Goldenen Krone".

In der Domkirche ist das Epitaph des Markgrafen Albrecht löblichen Andenkens zu sehen, wie auch das des jetzigen Markgrafen Georg Friedrich; beide sind stattlich und zierlich.

Am 21. Juni reiste ich mit einem Litauer namens Hans Hülcowicz aus Grodnau, einem Kaufmann und Wirt, in seiner Kutsche von dannen. Obgleich er Tuch und andere Waren, die er gekauft hatte, mit sich führte, saßen wir zwei doch allein in der Kutsche. Abends kamen wir in ein Dorf Lagarben genannt, das noch in Preußen liegt. Man spricht dort aber nicht mehr deutsch, sondern litauisch. Es ist von Königsberg neun Meilen entfernt.

Alles flaches Land

Am 29. früh fuhren wir weiter und hatten guten Weg, denn es war alles flaches Land, dabei trocken und so warm, daß ich mich über die Hitze wunderte. Größtenteils fuhren wir durch Wald, dadurch merkte man nur wenig von der Sonne. Nach 10 Meilen kamen wir in ein Dorf Schileschach genannt, dort ist schon das Königreich Polen und wird litauisch gesprochen, welches aber nicht polnisch, sondern eine besondere Sprache ist."

Die Schilderung unserer Heimat ist in diesem Bericht, der zu den interessantesten Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts zählt, leider nur recht kurz. Sie sagt z. B. nichts von dem regen geistigen Leben, das damals in Königsberg herrschte, oder den hier doch sicher anderen Sitten und Bräuchen. Für derartige Beobachtungen fehlte es Samuel Kiechel einfach an Zeit. Es ging ihm also nicht anders als vielen heutigen Touristen, die nur die Sehenswürdigkeiten einer Stadt besuchen und dann weiter eilen. Außerdem mußte er sich — sollte der Bericht nicht zu umfangreich werden — wegen der Länge seiner Reise sehr kurz fassen.

Etwas geht aus seinem Tagebuch aber deutlich hervor: Die Reise durch Altpreußen, d. h. von Danzig bis Königsberg und weiter bis zur Landesgrenze, hatte ihm gut gefallen; ein Urteil, das keinen Zweifel aufkommen läßt, da er schon eine Reihe anderer Länder besuchte und deshalb einen treffsicheren Vergleich anstellen konnte.

H. Trunz

Wehrhafte Stadt mit Mauern und Türmen

Zinten war einst Ostpreußens Tuchmacherstadt — Verhängnisvolle Feuersbrunst

Zinten ist eine uralte Siedlung: Ausgrabungen legten am Otter Wald ein Gräberfeld aus dem 3. bis 6. Jahrhundert frei und am benachbarten Heiligen Berg eine uralte Kultstätte mit Opferstein. Die Stadtgründung selbst fiel in die Anfangszeit der deutschen Besiedlung Natangens. Sie erfolgte bereits im Jahr 1313, noch bevor der Hauptstrom der deutschen Zuwanderung einsetzte. Dies bestätigen die ältesten Urkunden Zintens aus den Jahren 1325 und 1341. Die Verleihung der Handfeste im Jahr 1352 sicherte der Stadt eine Reihe wichtiger Privilegien, vor allem das Marktrecht, wodurch sie zum wirtschaftlichen Mittelpunkt für die weitere Umgebung wurde.

Der Ort lag zur Ordenszeit inmitten eines Kranzes von vier festen Burgen: von Balga, Brandenburg, Kreuzburg und Eylau. Zinten war damals eine wehrhafte Stadt mit Mauern und Stadtgraben, Türmen und geschützten Toren. Die Verleihung der Handfeste fiel in den Anfang der dreißigjährigen Regierungszeit des bedeutendsten Hochmeisters des Ordens, Winrich von Kniprode (1351 bis 1382).

Mit dem ganzen Ordenslande, dem modernsten Staat des Mittelalters, blühte in dem neuangebrochenen „goldenen Zeitalter" auch Zinten auf. Doch die Niederlage des Ordens bei Tannenberg 1410 zog auch für diese Stadt schlimmste Folgen nach sich. Sie wurde 1414 von den Polen völlig zerstört: „Frauen und Jungfrauen wurden in der Kirche geschmähet, das Kurzifix mit Füßen getreten, 27 Bürger erschlagen und 10 Jungen weggetrieben", wird in einer alten Chronik berichtet.

Im Städtekrieg 1454 bis 1466, in jener Zeit der Auflehnung, stand Zinten fast durchweg auf der Seite des Ordens. Das bedeutete für dessen Gebietiger eine große Hilfe, zumal es unter 48 ostpreußischen Städten in der steuerlichen Rangfolge an elfter Stelle stand. Doch dann nahm die Finanznot infolge der hohen Zahlungen an die böhmischen Söldner derart zu, daß im Jahre 1480 Zinten nebst 31 umliegenden Dörfern an die Söldnerführer Anselm und Hans von Tettau verpfändet werden mußte. Erst 1496 kam es wieder in den Besitz des Hochmeisters.

Die Ordenstreue der Stadt bewährte sich erneut im Reiterkrieg von 1520. Eine Schilderung „ihres bewunderungswürdigen Mutes bei der Verteidigung gegen einen mehrfach überlegenen Feind" bringen die zeitgenössischen militärischen Berichte an den Hochmeister.

Stolz überragte auf dem höchstgelegenen Punkt des Stadtgrundes, dem Kirchenberg, das Gotteshaus die Stadt. Es war eine im Stil der Ordensbauten errichtete Wehrkirche. Schon frühzeitig wurde Zinten zu einer kleinen, aber rührigen Handwerkerstadt mit überwiegend ländlichem Charakter.

Im 17. Jahrhundert entstand dann im Stradick-Tal ein kleines Industriezentrum. 1715 zählte Zinten etwa 335 Handwerker, von denen die Tuchmacher mit 57 Meistern die weitaus größte Zunft bildeten, was Zinten den Beinamen „Tuchmacherstadt" einbrachte. Das war zur Regierungszeit des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., denn damals wurde ein erheblicher Teil der Monturen der preußischen Armee in Zinten angefertigt.

Doch dann fiel im April des Jahres 1716 fast die gesamte Stadt einer Feuersbrunst zum Opfer. Dadurch wurde die Existenz der Stadt in Frage gestellt. Die Einwohnerzahl sank durch Fortzug mehr und mehr, und der Wiederaufbau ging so stockend voran, daß sich die Stadt an der Wende zum 19. Jahrhundert immer noch nicht von dem 80 Jahre vorher erlittenen Unglück erholt hatte. Erst die nun einsetzende allgemeine Industrialisierung brachte auch hier neues Leben durch die Ansiedlung oder den Aufbau verschiedener Werkstätten und Fabriken.

Nach Beginn des Reise- und Ausflugsverkehrs fand auch die schöne und waldreiche Umgebung von Zinten mehr und mehr Beachtung und Freunde. Diese erfreuliche Entwicklung wußten die Stadtväter durch Erschließung des Stadtwaldes und durch den Bau eines schönen Waldbades sowie verschiedener Sportanlagen zu fördern. So blühte die kleine ostpreußische Stadt, die mit der Geschichte des Ordenslandes innig verbunden war, auf, bis der Zweite Weltkrieg ihrer ruhmreichen Tradition und dem Fleiß ihrer Bürger ein Ende setzte.

G. S.



Blick auf Zinten Foto Dargel

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.

Heimattreffen 1971



31. Juli bis 3. August, **Fischhausen:** Jahrestreffen der Seestadt Pillau in Eckernförde.

28./29. August, **Rastenburg:** Hauptkreistreffen in Wesel.

28./29. August, **Tilsit-Stadt, -Ragnit, Elchniederung:** Kreistreffen in Wanne-Eickel. Volkshaus Röhlinghausen.

29. August **Johannisburg:** Hauptkreistreffen in Dortmund, Reinoldi-Gaststätten.

Elchniederung

Kreisvertreter: Horst Frischmuth, 3 Hannover 1, Hildesheimer Straße 119, Telefon 05 11 / 80 40 57.

Liebe Elchniederunger! Es wird höchste Zeit, daß wir die Arbeit in unserer Kreisgemeinschaft aktivieren. Zur Vorbereitung für die nächste Wahl unseres Gesamtvorstandes darf ich Sie daher alle bitten, mir bis spätestens 31. August 1971 die Anschriften von Landsleuten mitzuteilen, die an der Arbeit in unserer Kreisgemeinschaft und damit an der sehr schweren Arbeit innerhalb unserer Landsmannschaft im Kampf um die Belange und das Recht unseres schwergeprüften Volkes sowie unserer Heimat Ostpreußen bereit sind, mitzuarbeiten. Wir benötigen dringend in der augenblicklichen Situation jeden Landsmann, der noch eine Verpflichtung in sich zu unserer Heimat und für das deutsche Volk empfindet. Freuen würde ich mich, wenn auch viele Landsleute der jüngeren Generation sich für diese Arbeit zur Verfügung stellen würden.

Fischhausen

Kreisvertreter: Heinrich Lukas, 2341 Faulück, Telefon 0 46 42/5 38.

Hauptkreistreffen in Pinneberg — Am 12. September, dem „Tag der Heimat", findet in der Patenstadt Pinneberg unser Hauptkreistreffen statt, dem wir in diesem Jahr eine besondere Bedeutung geben wollen. 1. 20 Jahre Patenschaft des Kreises und der Stadt Pinneberg für unsere Kreisgemeinschaft. 2. Bestätigung der neugewählten Frauen und Männer als Orts- und Bezirksvertreter und des Kreisvorstandes. 3. Durch unser Zusammenkommen wollen wir bezeugen, daß wir trotz der Verträge mit Moskau und Warschau unserer Heimat die Treue halten.

Wahl der Kreisdelegierten — Liebe Landsleute! Nach der Satzung der Kreisgemeinschaft Fischhausen sind 1971 wieder die Wahlen der Bezirks-Gemeinde und Ortsdelegierten durchzuführen.

Folgende Vorschläge liegen vor: Liste 1: Bezirksdelegierte. — Liste 2: Stadtdelegierte. — Liste 3: Ortsdelegierte: wurde im Heimatbrief Folge 30 vom Juni 1971 bekanntgegeben.

Bezirksdelegierte: Cranz: Karl Heinz Kannacher, 3167 Burgdorf, Marktstraße 41; **Laptau:** Paul Lessu, 3035 Hodenhagen, Kreutzkamp 22; **Rudau:** Herbert Keßler, 7401 Bebenhausen, Entringerstraße 111; **Wargen 1:** Heinrich Lukas, 234 Faulück, Post Rabenkirchen. Klaus Lukas, 2324 Howacht, Schlesierstraße, **Wargen 2:** Horst Albinus, 207 Ahrensburg, Reesenbüttler Redder 11, Harry Bachmann, 2831 Bramstedt, Kl. Bramstedz 39; **Gr. Heidekrug:** Anna Schirrmacher, 6 Frankfurt (Main)-West, Müllerstraße 26; **Zimmerbude:** Fritz Schwarm, 2243 Albersdorf, Altmühlenbrücke; **Medenau:** Dr. Karl Heinz Gießing, 4991 Gerstingen, Kr. Lübbecke; Louis Ferdinand Schwarz, 4503 Dissen, Süderstraße 6; **Kumehnen:** Erst Pentzlin, 2 Hamburg 63, Erdkampsweg 95; Karl Willamowius, 3361 Willensen 12, Kurt Holstein, 206 Retwischfeld, Bad Oldesloh Land 1; **Thierenberg:** Heinz Lemke, 6535 Gau Algesheim/Bingen, Laurenziberg; **Germau:** Erhard Perkuhn, 8386 Englmannsberg 78, Post Reichenbach; **Fischhausen**/Land: Erich Huuck, Bojum, Rundhof; **Lochstedt/Tenkitten:** Willy Klehn, 23 Kiel-Dietrichsdorf, Gr. Ebbenkamp Nr. 5; Dietrich Huuck, 2301 Kiel-Blumenthal; **Pillau:** Erwin Kaffke, 2057 Reinbek, Kampstr. 45; Fritz Goll, 233 Eckernförde, Diestelkamp 12; **Palmnicken:** Ger-

hard Lemke, 4802 Amshausen, Buchenweg 463; Erich Kamin, 23 Kiel, Düvelsbeckerweg 42; **Heiligenkreutz:** Hans Lange, 2361 Bad Segeberg-Strenglin; **Gr. Kuhren:** Herbert Metauge, 2381 Busdorf ü. Schleswig; **St. Lorenz:** Ruth Schneege, 444 Rheine-Datum, Goldbergstraße 46; **Rauschen:** Fritz Billjött, 6 Frankfurt/Main 90, Philipp-Reis-Straße 17; **Neukuhren:** Otto Grigoleit, 29 Oldenburg, Auguststraße 38; **Pobethen:** Kurt Lange, 317 Gifhorn, Eyselheideweg 50.

Liste II Städte — Fischhausen: Klaus Utschakowski, 24 Lübeck, Lachswehrallee 9; Kurt Scheidler, 23 Kiel, Helgolandstraße 15; **Pillau:** Erwin Kaffke, 2057 Reinbeck, Kampstraße 45; Fritz Goll, 233 Eckernförde, Diestelkamp 17; Horst von Sarnowski, 239 Flensburg, Kastanienweg 13.

Die Wahlen werden wie bisher nach § 7 der Kreissatzung durchgeführt. Die Bestätigung des Vorstandes erfolgt beim Kreistreffen in Pinneberg am 12. September im Hotel Cap Polonio durch die Bezirksdelegierten. Der Wahlausschuß gez. Horst Albinus.

Treffen der Seestadt Pillau — Sonnabend, 31. 7.: Sitzung der Gemeinschaftsvertreter um 16 Uhr, abends Begrüßung im Festzelt auf dem Ezen, Feuerwerk. — Sonntag, 1. 8.: Um 10 Uhr Gottesdienst in Borby, 11.30 Uhr Feierstunde am Kurfürstendenkmal, nachmittags Tanz und Besichtigungen, Kirchengeräte (Fotoausstellung), Schulschiff „Deutschland". — Montag, 2. 8.: Fahrt in See mit zollfreien Waren. Dienstag, 3. 8.: 20 Uhr Ausklang im Lindenhof, Borby. Ausführliche Programme sind in Eckernförde erhältlich. Die während der Feierstunde am Kurfürstendenkmal ausgestellten Bänke sind nur für die Alten und Gebrechlichen bestimmt.

E. F. Kaffke
2057 Reinbek
Kampstraße 45

Gumbinnen

Kreisvertreter: Dipl.-Ing. Dietrich Goldbeck, 4812 Brackwede, Winterberger Straße 14.

Achtung, Frankfurt (Main)! — Ehemalige Gumbinner Schülerinnen und Schüler aus dem Raume Fankfurt am Main und weiterer Umgebung treffen sich am Samstag, 7. August, ab 14.30 Uhr in Frankfurt im Café Hauptwache (im „Nebenraum" oder „Salon" genannt). Angehörige willkommen. Es laden ein Alice und Johannes Herbst, Frankfurt (Main) 1, Wiesenau 49 (Telefon 72 70 91).

Das neue Buch „Der Kreis Gumbinnen". — Die Druckerei ist seit einiger Zeit dabei, das umfangreiche Manuskript zu setzen. Das Buch wird mehr als die doppelte Seitenzahl haben, wie unser altes „Gumbinner Heimatbuch" von 1958, das ja seit vielen Jahren vergriffen ist. Aus dem großen Bildbestand des Gumbinner Kreisarchivs sowie aus dem Bundesarchiv in Koblenz, sind zahlreiche Abbildungen zusammengetragen worden. Die Gemeinde-Beschreibungen für unsere 156 Landgemeinden, die alle mindestens mit den wichtigsten Angaben aufgeführt sind, werden allein ca. 200 Seiten umfassen. Sowohl dieser Teil als auch eine Reihe von anderen Abhandlungen, zum Beispiel über die Vorgeschichte und über die Geographie unseres Kreisgebietes, sind die Frucht jahrelanger Forschungen neuester Zeit in der Literatur und in den Archiven und Bibliotheken. Das Werk wird eine Fundgrube ersten Ranges für alle Familien sein, denen ihre Herkunft aus unserer Stammheimat nicht gleichgültig ist, wertvoll nicht nur für die ältere Generation, sondern gerade auch für die jungen Familien und die Kinder. Landsleute, nutzt die kurze Frist für die verbilligte Vorbestellung bis zum 15. September! Vorbestellpreis für ein Stück 29,50 DM, für drei und mehr Exemplare 25,— DM je Stück. Bestellungen bitte sofort an Karl Olivier, 48 Bielefeld, Hauptstraße 3 a, richten. Einzahlung des Betrages bis 15. 9. genügt als Bestellung und ist zu überweisen auf das Konto der Kreisgemeinschaft Gumbinnen, Sonderkonto Heimatbuch bei der Stadtsparkasse Bielefeld, Girokonto Nr. 1 598 705. Absender bitte deutlich mit Blockschrift schreiben.

Die Fortführung der Einwohnererhebung in den Landgemeinden des Kreises Gumbinnen — Nach dem Tode des stellvertr. Kreisvertreters Hans Boehmer ruhte die Auswertung der Familien- und Gemeindeeinwohnerlisten. Jetzt wurden die gesamten Unterlagen von Herrn Otto Ellmer, 63 Gießen, An der Kaserne 2, Fernsprecher (06 41) 3 29 52, übernommen. An ihn sind ab sofort alle Sendungen und Zuschriften zu richten, die die Einwohnererhebung betreffen. Soweit Schriftwechsel mit Herrn Boehmer durch seinen Tod unterbrochen wurde und die betr. Angelegenheit noch nicht erledigt ist, bitte umgehend deshalb nochmals an Herrn Ellmer schreiben, weil die Auffindung der Vorgänge sonst unter Umständen zu lange dauern könnte. —

Nächste Veranstaltungen — Bonn, Freitag, den 27. August, 15 Uhr, Bonner Presseclub, Adenauerallee 95, „Gumbinner Nachmittag". — Hamburg, Sonntag, 5. September, 10 Uhr, Gesellschaftshaus Lackemann, Hamburg-Wandsbek, Hinterm Stern 15, Kreistreffen für Norddeutschland.

Johannisburg

Stellvertr. Kreistreter: Gerhard Wippich, 5 Köln 30, Everhardtstraße 54, Tel. 02 21-51 88 11.

Hauptkreistreffen in Dortmund — Auf das am 29. August um 11 Uhr in Dortmund, Reinoldi-Gaststätten, stattfindende Hauptkreistreffen weise ich schon jetzt hin. Ungefähre Tagesordnung: Jahresbericht, Kassenbericht, Entlastung von Vorstand und Kasse, Satzungsänderung, Neuwahl des gesamten Vorstandes und Sonstiges.

Labiau

Kreisvertreter: Hans Terner, 213 Rotenburg/Wümme Imkersfeld 23, Telefon 0 42 61 / 34 67.

Ofm. Kramer 75 Jahre — In aller Stille beging Mitte Juli Oberforstmeister i. R. Hans Kramer in Lüneburg seinen 75. Geburtstag. Aufgewachsen auf der väterlichen Domäne Voigtshof im Ermland und Schüler des Friedrichskollegiums in Königsberg trat er 1914 als Fahnenjunker in das Allensteiner Artillerieregiment 73 ein. Nach Übernahme in den Preuß. Staatsforstverwaltungsdienst schloß er die Ausbildung mit dem Assessorenexamen 1924 ab. Seit 1925 unterstand ihm als Revierförster das Forstamt Pfeil. — 1937 zum Elchjägermeister ernannt, übernahm er als Oberforstmeister die Leitung des aus elf Forstämtern gebildeten Elchwaldes. Der Elchwald umfaßte 10 000 ha, wovon der wesentliche Teil im Kreise Labiau lag. Hier war eine großräumige Hege ermöglicht und seit 1935 wurden auch Wisente mit Erfolg ausgesetzt. Der Jubilar wirkte mit Umsicht und Tatkraft, bis der Zweite Weltkrieg ein jähes Ende setzte. Nach der Vertreibung war er Leiter einer Forstinspektion im Verwaltungsbereich Braunschweig und wurde 1961 pensioniert. Die Erinnerung an Ostpreußen faßte er in seinem Werk „Der Elchwald" zusammen. Wer jemals das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg besucht, findet hier einen Teil seines Wirkens dokumentiert. Wir Labiauer gratulieren in besonderer Weise und wünschen beste Gesundheit. Mögen sich die Jahre des Altseins segensreich gestalten!

Lyck

Kreisvertreter: Otto Skibowski, 357 Kirchhain, Postfach 113, Telefon 0 64 22 / 8 40.

Das Bezirkstreffen in Hannover findet am 10. Oktober im Dorpmüllersaal des Hauptbahnhofs statt. 10.30 Uhr Feierstunde (gestaltet vom Sängerkränzchen der Lycker Prima und Sudavia), anschließend Beisammensein bis 18 Uhr. — Wir kommen immer noch nicht zurecht mit den Anschriften, da noch etwa 100 Hagen-Lyckerbriefe unzustellbar sind. Bitte melden Sie Ihre neue Anschrift und die Ihrer Angehörigen, wenn Sie den Hagen-Lycker Brief nicht bekommen haben. Auch die Angaben über Verstorbene sind noch unvollkommen. — Das Panoramabild von Lyck (Klein-Mühle bis Sybba) ist jetzt in der Größe von 10 x 90 cm (7 Bilder zusammengeklebt) vorrätig. Preis 10,— DM. Bestellung mit Postscheckeinzahlung erbeten (Kreisgemeinschaft Lyck, Kassenwart, Göttingen, Postscheck Frankfurt 1828 20).

Ortelsburg

Kreisvertreter: Max Brenk, 328 Bad Pyrmont, Postfach 1147, Telefon 0 52 81 / 47 92.

Unsere Ortsvertreter — Von unseren tätigen Gemeindevertrauensleuten, die für unsere Weiterarbeit unentbehrlich sind, haben im Monat August besondere Geburtstage: J a s c h i n s k i , Gustav, aus Wiesendorf, jetzt in 2 Hamburg-Eidelstedt, Elbgaustraße 104 d, seinen 75. Geburtstag am 1. August; F i d o r r a , Ottilie, aus Neu-Werder, jetzt in 495 Costedt/Post Vennebeck, Rosenweg 8, ihren 70. Geburtstag am 18. August; B a s c h e k , Gustav, aus Kobbelhals, jetzt in 3301 Hondelage über Braunschweig, Querumer Straße 5, seinen 70. Geburtstag am 19. August. — Der Kreisausschuß gratuliert sehr herzlich zum Geburtstag, dankt aufrichtig für beharrliche Mitarbeit und wünscht weiterhin Glück und Erfolg.

Rastenburg

Kreisvertreter: Heinrich Hilgendorff, 2321 Flehm, Post Kletkamp. Telefon 0 43 45 / 3 66.

Hauptkreistreffen in Wesel — Zu unserem Heimattreffen am 28./29. 8. ist es unbedingt erforderlich, sich rechtzeitig Übernachtungsmöglichkeiten zu sichern, da die Nachfrage sehr groß ist. Quartierwünsche sind zu richten an das Verkehrsamt bei der Stadtverwaltung Wesel, Abt. 80. In beschränkter Anzahl können noch verbilligte Übernachtungen vermittelt werden. Anmeldungen hierfür nimmt unsere Geschäftsstelle „Patenschaft Rastenburg" in Wesel, Brüner-Tor-Platz 7, entgegen. Genaue Angaben der Personenzahl und Übernachtungen sind unbedingt erforderlich.

Zeitplan zu unserem Jubiläums-Hauptkreistreffen am 28./29. August in 423 Wesel, unserer Patenstadt. Wer am Vortage, dem 28. August, bereits dort ist: 10.30 Uhr Kranzniederlegung auf dem Friedhof Wesel; 11 Uhr Kranzniederlegung am Ehrenmal unserer heimatlichen Regimenter an der Schillkaserne in Hamminkeln-Blumenkamp; 16 Uhr Besichtigung des Otto-Pankok-Museums Drevenack, Autobus am Hotel Kaiserhof; 19 Uhr Heimatabend in der Niederrheinhalle. — Sonntag, 29. August: ab 8 Uhr Eintreffen der Festteilnehmer in der Niederrheinhalle; 10 Uhr Gottesdienst (ev.) Willibrordidom Wesel, kath. St. Martini Wesel; 11.30 Uhr Sitzung des Kreistages Rastenburg im Parkettsaal der Niederrheinhalle; 14.30 Uhr Hauptkreistreffen, offizieller Teil, Niederrheinhalle; 17.30 Uhr Großer Zapfenstreich; ab 18 Uhr Tanz.

Achtung, Herzog-Albrechts-Schule und Hindenburg-Oberschule! — Wer bisher das Rundschreiben mit Anmeldekarten zu den Schuljubiläen am 28. und 29. August in Wesel oder die neuen Anschriftenlisten noch nicht erhalten hat, bitte bei Alfred Palmowski, 2 Hamburg 55, Grube 4 (Herzog Albrecht) bzw. bei Lore Pawlowski, 21 Hamburg 90, Würffelstraße 7 (Hindenburg) anfordern. — Die Anmeldefrist für Quartier in Wesel läuft endgültig am 5. August ab. Bitte unverzüglich bei Stadtverwaltung, Amt „80", in 423 Wesel Zimmer bestellen unter Angabe Einzel-/Doppelzimmer, Anreise per Bahn/Pkw. Kennwort „Schuljubiläen". — Die bedeutendsten und erlebnisreichsten Schuljubiläen seit 1921 sollte niemand von uns versäumen! Das gibt's nur einmal . . . das kommt nie wieder! Auf frohes Wiedersehen in Wesel! In schulkameradschaftlicher Verbundenheit!

Der Festausschuß

Rößel

Vorsitzender des Vorbereitungsausschusses: Gerhard Wolf 3 Hannover-Linden, Hahnenseestr. 8, Tel.: 49 36 68.

In zehn Wochen ist es soweit. Am 25. und 26. September findet in der Gaststätte der Herrenhäuser-Brauerei in Hannover-Herrenhausen das große Treffen aller Rößeler in diesem Jahr statt. Der Kapitularvikar des Ermlandes hat seine Unterstützung zugesagt. Das Hauptreferat der Feierstunde hält der Chefredakteur des Ostpreußenblattes, Hugo Wellems. Ein Lichtbildervortrag wird den „Kreis Rößel einst und jetzt" zeigen. Es singt und tanzt die Bundesspielschar. Näheres erfahren Sie in den kommenden Folgen des Ostpreußenblattes.

Schloßberg (Pillkallen)

Kreisvertreter: Georg Schiller, 282 Bremen 77. Wolgaster Straße 12, Telefon 04 21 / 63 90 11.

Feierstunde in Göttingen — Wir machen heute schon darauf aufmerksam, daß am 5. September um 11 Uhr in Göttingen am Ehrenmal im Rosengarten für unsere Toten wie alljährlich die Feierstunde stattfindet. Wenn wir auch nicht zu einem Kreistreffen einladen, so erwarten wir doch wieder viele Landsleute. Der Vorstand und der Kreisausschuß tagen am 4. September nachmittags ab 15 Uhr ebenfalls in Göttingen. Am Sonntag, 5. September, legen wir am Denkmal für den Kreis Schloßberg einen Kranz nieder. Nach der Feier treffen sich alle Landsleute im Hotel „Deutscher Garten" (5 Minuten vom Rosengarten). — Unser nächstes Kreistreffen gemeinsam mit Ebenrode findet am 18./19. September in Stuttgart-Bad Cannstatt, „Hotel Schwabenbräu", statt. „Hotel Schwabenbräu" liegt unmittelbar am Bahnhof Cannstatt, Bahnhofstraße 18. Am 18. abends kameradschaftliches Beisammensein, Beginn der Feierstunde am 19. um 11 Uhr, Hauptredner Lm. Dr. Burneleit, Mitglied des Bundesvorstandes. „Hotel Schwabenbräu" reserviert für uns bei Bedarf Zimmer, bei frühzeitiger Anmeldung. Weitere Bekanntmachungen an dieser Stelle beachten.

Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit, Elchniederung

Stadtvertreter: Dr. Fritz Beck, Kiel; Geschäftsstelle: 23 Kiel, Muhliusstraße 70. Kreisvertreter Ragnit: Dr. Hans Reimer, 24 Lübeck, Torneiweg 50. Kreisvertreter Elchniederung: Horst Frischmuth, 3 Hannover 1, Hildesheimer Straße 119.

Haupttreffen in Wanne-Eickel am Sonntag, dem 29. August. — Wir bringen allen Landsleuten aus Tilsit-Stadt und den beiden Nachbarkreisen Tilsit-Ragnit und Elchniederung freundlichst in Erinnerung, daß wir am Sonntag, 29. August, in Wanne-Eickel im „Volkshaus Röhlinghausen" unser diesjähriges gemeinsames Haupttreffen durchführen, wozu wir alle herzlichst einladen. Vom Hauptbahnhof Wanne-Eickel mit den Buslinien direkt bequem zu erreichen. Parkplatz in unbeschränkter Größe vorhanden. Einlaß ab 9 Uhr. Beginn der offiziellen Feier um 11 Uhr, Dauer etwa eine Stunde. Wie immer ab 13 Uhr geselliges heimatliches Beisammensein mit schönen Überraschungen. Traditionsgemäß tags zuvor am Sonnabend, 28. August, ab 16 Uhr Treffen der „Tilsiter Runde", das heißt der „Ehemaligen Schüler und Sportler" im gleichen Lokal. Wir wiesen bereits mehrmals auf dieses Treffen in den vorherigen Folgen an dieser Stelle und im Terminkalender hin. Das letzte Wochenende im August gehört unserem Wiedersehenstreffen. Wir bitten, dieses jetzt schon unbedingt einzuplanen. Wir wollen alle wieder einmal gemütlich daheim sein.

Für die drei Tilsiter Heimatkreise
Alfred W a l t e r , stellv. Stadtvertreter

Tilsit-Stadt

Stadtvertreter: Dr. Fritz Beck; Geschäftsstelle: G. Koehler, 23 Kiel, Muhliusstraße 70. Telefon Nr. 04 31 / 33 29 35

Johanna Knitsch †. — „Unsere Knitschin" ist am 19. Juli nach einer schweren Operation im 79. Lebensjahr verstorben. Für uns alle noch unfaßbar, da sie doch bis zuletzt in unserer Mitte in aufopfernder Heimattreue aktiv tätig war. Man kann wirklich sagen, sie ist in den heimatlichen Sielen gestorben. Johanna Knitsch wurde am 6. 12. 1892 in Ostfelde, Kreis Tilsit-Ranit, geboren. Seit der Einweihung der Königin-Luise-Brücke 1907 war ihr Wohnsitz bis zur Vertreibung in Tilsit in der Oberst-Hoffmann-Straße Nr. 13. Erst am 19. Oktober 1944, als die Stadt im Kampfgebiet geräumt werden mußte, begann der Schicksalsweg nach Westen. Über Reichenau, Kreis Mohrungen, — Elemenhorst — Pommern kam sie nach Trebbin, um später leidgeprüft bei der Schwester in Berlin 51, Mickestraße 2 zu landen. Sofort nach Eintreffen in Berlin wurden die heimatlichen Bande mit unseren vertriebenen Landsleuten geknüpft, was „unserer Knitschin" in über 25jähriger ununterbrochener vorbildlicher Tätigkeit ein so grenzenloses Vertrauen in unserer Kreisgemeinschaft in Berlin eingebracht hat, daß sie als unsere Schriftführerin und Schatzmeisterin nicht mehr wegzudenken war. Ob es sich um die Organisation oder Abwicklung der Treffen, Paketversand, den umfangreichen Schriftverkehr, Betreuung usw. handelte, alles erledigte sie. Sie war auch Mitbegründerin unseres Frauenchores in Berlin und hat dort bis zur letzten Stunde in voller Frische aktiv mitgewirkt. In dieser Stunde ist es unsere Pflicht, der Verstorbenen für die geleistete vorbildliche Arbeit aufrichtig zu danken, die sie ehrenamtlich für unsere Tilsiter und die beiden Nachbarkreise Tilsit-Ragnit und Elchniederung in Berlin geleistet hat. Das Leben geht weiter. Unsere Herzen werden wie stets „unserer Knitschin" im Gleichklang weiter schlagen für die unvergessene Heimat. Wir werden in unbeirrbarer Heimattreue „unserer Knitschin" in der Trauerfeier und bei der Beisetzung der Urne am 18. August um 13.30 Uhr auf dem Städt. Humboldtfriedhof in Berlin 51 (Reineckendorf), Drusebergstraße, die letzte Ehre erweisen und ihrer über das Grab hinaus stets ehrend gedenken.

Erwin S p i e ß , Berlin N 65, Togostraße 42/E
Heimatkreisbetreuer der Tilsiter in Berlin.

Die Stadtgemeinschaft Tilsit e. V. betrauert den plötzlichen Heimgang des geschäftsführenden Vorstandsmitgliedes unserer Berliner Kreisgruppe. Johanna Knitsch lebte nicht nur vor, sondern wirkte immer vorbildlich durch die Tat, gepaart mit einem unerschrockenen preußischen Charakter. Sie hinterläßt in unseren Berliner Reihen eine Lücke, die durch ihr Wissen und Können kaum wieder zu schließen sein wird. Wir werden ihrer stets würdig gedenken.

Alfred W a l t e r , 2. Vorsitzender
der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V.

Wehlau

Kreisvertreter: Werner Lippke, 2358 Kaltenkirchen, Oersdorfer Weg 37. Telefon 0 41 91 / 20 03.

Die Kreiskartei bittet um Mitteilung, wo sich z. Z. Frl. Hilde Baller, etwa Jahrgang 1924—26 befindet, Tochter des Textilkaufmanns Fritz Baller, früher Wehlau. — Wer kann etwas aussagen über den Verbleib von Frau Herta Willnath, früher Allenburg, Mutter des Franz W., von Anna und Sieglinde W. — Nachricht erbeten an Kreiskartei, Frau Inge Bielitz, 233 Eckernförde, Karl-Samwer-Ring 25. Ferner wird gesucht Max Wiegand, früher Köwe, Post Goldbach. — Der Heimatbrief Folge 5 wurde im Juni verschickt. Er enthält wieder viele heimatgeschichtliche Dinge und dürfte weitgehend begrüßt worden sein. Die Geschichte von Kl. Nuhr wurde von Frau Elze Marike Zietlow unter Mithilfe einiger Kl. Nuhrer (Müller, Hinz) verfaßt. Das Gedicht einer 80jährigen und die herrliche Geschichte vom Sauerampfer sind beispielhaft. Die ältere Generation steckt voller solcher Geschichten und Erlebnisse. Setzen Sie sich hin und berichten Sie über eine denkwürdige Begebenheit in launiger Form. Ich rufe auf die Pastoren, Ärzte, Lehrer, Bauern, Gutsherren, Handwerker, Gastwirte und alle, die noch etwas für ihre Heimat tun wollen. Senden Sie Ihr Manuskript ein an Herrn Hans Schenk, 2139 Fintel, Wohlsberg 6, dem wir für die Gestaltung des Heimatbriefes zu danken haben. Wer macht, in der Mitte der 70er Jahre stehend, noch solche Arbeit? — Denken Sie an unser Haupttreffen am 5. September in Hamburg, Haus des Sports, Schäferkampsallee 1, beim U-Bahnhof Schlump. — Nächstes Jugendtreffen 11./12. Sept. Pestinghausen bei Syke. — Die Kosten des Fotomaterials von Herrn Rieger konnten durch Spenden fast gedeckt werden. Es wurde uns außergewöhnlich billig von Herrn Rieger abgegeben.

---neues vom sport---

Europameister und Olympiadritter über 1500 m Bodo Tümmler (27), Thorn/SCC Berlin, hat am 19. Juli in Mainz geheiratet. Trauzeuge war ein Mann, der wie der Bräutigam 1966 in Budapest Europameister wurde: Zehnkämpfer Werner Graf v. Moltke. Der Deutsche Meister 1971 über 1500 m Tümmler yird leider in Helsinki bei den Europameisterschaften fehlen, da er nach 18 Monaten Verletzung einen zu großen Trainingsrückstand hat, jedoch hofft für die Olympischen Spiele in München 1972 gut gerüstet zu sein.

Mit mindestens neun ostdeutschen Leichtathleten wird es mit den etwa 90 Teilnehmern nach Helsinki zu den Europameisterschaften gehen. Bisher wurden nominiert: Heide Rosendahl-Tilsit für Weitsprung und Fünfkampf, Ameli Koloska-Zoppot für Speerwerfen, Klaus-Peter Hennig-Tapiau für Diskuswerfen, Lutz Philipp-Königsberg für den Marathonlauf, Kurt Bendlin-Thorn und Hans-Joachim Walde-Gläsersdorf für den Zehnkampf, Werner Girke-Glogau für 5000-m-Lauf, Josef Schwarz-Sudetenland für Weitsprung und Gunther Spielvogel-Sosnowitz für den Hochsprung. Aus Mitteldeutschland werden sicher Karin Illgen und Jörg Drehmel, beide Pommern, für Diskuswerfen bzw. Dreisprung starten, dann aber auch wahrscheinlich die Zehnkämpfer Demmig-Schlesien und Wessel-Königsberg sowie der Kugelstoßer Hoffmann-Danzig und der Weitspringer Beer-Schlesien.

Deutsche Fünfkampfmeisterin wurde in Burg Gretsch/Osnabrück die vorjährige Meisterin Heide Rosendahl-Tilsit, die bei recht ungünstiger Witterung und so mit einer leichten Rückenverletzung beim Kugelstoßen keine Rekordpunktzahl erreichte. Mit 5158 Punkten und den Leistungen 100 m Hürden = 13,6, Kugelstoßen = 13,30, Hochsprung = 1,65, Weitsprung = 6,46 und 200 m = 24,0 blieb es unter ihrer Bestleistung von 5399 Punkten.

Zwei Leichtathletikländerkämpfe mit deutschen B-Mannschaften kamen in Ingolstadt gegen Belgien und in Münster gegen die Niederlande in Stadien ohne Kunststofflaufbahnen und so nicht sehr guten Leistungen zwei Siegen zum Austrag. In Ingolstadt gewann Sieghart-Sudetenland den Hochsprung mit 2,10 m. In Münster kam Altmeister Hermann Salomon-Danzig im Speerwerfen als Zweiter nur auf 69,94 m. Erstmalig im Dress der Nationalmannschaft kam Peter Honnef-Asco Königsberg als Schlußmann der 4 x 100-m-Staffel in 40,5 Sek. zum Sieg und wurde über 200 m in 21,9 Dritter. Ebenso Dritter wurde der aus Pommern stammende Hartmut Bräuer (24) aus Itzehoe im 5000-m-Lauf in 14 : 08,2 Min. Eine interne Überraschung war die Diskusniederlage allerdings außer Konkurrenz des Deutschen Meisters Klaus-Peter Hennig-Tapiau ausgerechnet in seiner Wahlheimatstadt. Er kam diesmal nur auf 59,72 m und mußte erkennen, daß man auch als Meister nicht immer zwischen 61 und 64 m werfen kann.

Als Einer-Canadier jahrelang das deutsche Paradestück, zeigte sich der ostdeutsche Exweltmeister und Olympiazweite Detlew Lewe (32), Breslau/Schwerte, mit zwei Siegen über den polnischen Vizeweltmeister Opara über 500 und 1000 m bei der internationalen Kanuregatta in Duisburg mit zehn Nationen am Start. Lewe, der Metzgermeister aus Schwerte, der schon aufhören wollte, unterstrich in Duisburg, daß er auch weiterhin zur Weltspitze gehört. Sein letztes sportliches Ziel soll nun möglichst eine erfolgreiche Teilnahme bei den Olympischen Spielen 1972 sein.

Die deutsche Davispokalmannschaft mit Dr. Christian Kuhnke (32), Heydekrug, konnte nicht wie im Vorjahr in das Interzonenfinale vordringen, denn nach Siegen über Österreich und Ungarn in Bukarest siegten die Weltklassespieler Rumäniens einwandfrei mit 5 : 0. Die langjährigen deutschen Spitzenspieler Kuhnke und Bungert mit 32 Jahren werden nun doch jüngeren Kräften Platz machen müssen. Für Dr. Kuhnke ist 1972 wegen Examensarbeiten in jedem Fall Pause oder Schluß.

Der Große Kurfürst sieht nach Osten

Bummel durch eine Patenstadt — Man fühlt sich wie in Pillau

Geht man durch die Straßen, so fühlt man sich lebhaft an Pillau erinnert, und blickt man durch die Fenster des gemütlichen Lokals am Strand in der Nähe des Kurgartens, so könnte man meinen, man schaue zum Pillauer Tief hinüber. Aber wir sind nicht in Pillau, sondern im schleswig-holsteinischen Eckernförde, das freilich mit Pillau eng verbunden ist: Vor mehr als eineinhalb Jahrzehnten schon hat Eckernförde die Patenschaft für die ostpreußische Seestadt übernommen und bewahrt getreulich deren Erbe. Diese Patenschaft kam nicht von ungefähr.

Im Band „Ost- und Westpreußen" des Handbuches der historischen Stätten Deutschlands (Alfred Kröner Verlag, Stuttgart) heißt es am Schluß des Pillau-Kapitels:

Das große Fassungsvermögen der Hafenanlagen verlieh Pillau 1945 die Fähigkeit, einen großen Teil der Bevölkerung und Reste der Armee aus dem ostpreußischen Kessel zu retten.

Der schon früher erschienene Band „Schleswig-Holstein" des gleichen Handbuches, von einem ganz anderen Autorenkreis bearbeitet, vermerkt über Eckernförde:

1945 landen hier, über die Ostsee flüchtend, zahlreiche Heimatvertriebene aus Ostpreußen erste Zuflucht; so hat es einen tieferen Sinn, wenn Eckernförde die Patenschaft für Pillau in Ostpreußen übernahm und das von dort zur Verschrottung entfernte Denkmal des Großen Kurfürsten an der Promenade in Borby aufstellte.

Daß so mancher Ostpreuße in Eckernförde „hängengeblieben" ist, hört man an den Wortfetzen, wenn man durch die Straßen schlendert. Aber es gibt der Gemeinsamkeiten mehr zwischen dem heute 20 000 Einwohner zählenden Eckernförde und seinem Patenkind Pillau, das bei Kriegsbeginn 10 000 Bürger aufwies. Hatte Pillau seine berühmte „Ilskefalle", so hat Eckernförde die älteste Gaststätte des Nordens, den „Ratskeller" mit seiner international gerühmten Speisekarte. Die Chronik weiß von ihm zu berichten, daß er Anno 1325 bereits zum erstenmal bis zur Höhe der Fensterbänke zerstört wurde. Ein knappes Jahrhundert später wird er durch Herzog Erich von Pommern erneut vernichtet, aber schnell wieder aufgebaut und der Bürgermeister erhält Brau- und Schankgerechtigkeit. Als um 1500 ein päpstlicher Legat die Stadt besucht, weiß er das in Eckernfördes Ratskeller ausgeschenkte Bier besonders zu rühmen. Damals ist von der Ilskefalle noch keine Rede: Es bestehen gerade die Fischerdörfer Wogram und Kamstigall, das spätere Alt-Pillau ist eben im Entstehen und das Pillauer Tief, vor ein paar Jahren bei einer Sturmflut entstanden, fängt gerade an schiffbar zu werden.

Fast gleichzeitig erleben beide Orte am Anfang des 17. Jahrhunderts eine Invasion aus dem Norden: 1626 landet Gustav Adolf von Schweden in Pillau, 1628 Christian IV. von Dänemark mit 47 Schiffen in Eckernförde, und um Rathaus und Kirche entbrennen blutige Kämpfe.

Im Unglücklichen Krieg vermag sich Pillau unter Oberst von Herrmann bis zum Friedensschluß 1807 erfolgreich gegen die Franzosen zu halten. Dafür richten sie sich ein Jahr darauf in Eckernförde häuslich ein, und der Ratskeller wird Offiziersquartier. Im Schicksalsjahr 1813 sehen beide Städte Russen in ihren Mauern.

Das Jahr 1849 bringt zum erstenmal eine Verknüpfung preußischer und schleswig-holsteinischer Geschichte, denn die Erhebung der Herzogtümer Schleswig und Holstein gegen die Dänen wird auch von anderen deutschen Ländern unterstützt. Und hier in Eckernförde kommt es zu einem der dramatischsten Ereignisse dieses Krieges: Die Dänen sind mit dem großen Linienschiff „Christian VIII." und der Fregatte „Gefion" in die Eckernförder Bucht eingelaufen, um sich in den Besitz der Stadt zu setzen. An Land steht ihnen nur eine Handvoll nassauischer und schleswig-holsteinischer Feldgeschütze gegenüber. Es sind Siebeneinhalbpfünder, nach heutigen Begriffen Kaliber 15,5 cm, aber die Rohre sind nicht länger als eineinhalb Meter, tragen also nicht sehr weit. Die Kriegsschiffe verfügen über weitaus schwerere Kaliber, doch das Unglaubliche geschieht: Dem preußischen Artilleriehauptmann Jungmann, der das Kommando führt, gelingt es, mit seinen 16 Kanonen die 132 des Gegners niederzukämpfen. Das Linienschiff fliegt in die Luft, die „Gefion" wird geentert und als „Eckernförde" in die Reichsmarine übernommen. Später gehört sie, wieder als „Gefion", der preußischen Marine an. Eines der Geschütze Jungmanns steht noch heute im Kurgarten von Eckernförde, nicht weit von der Galionsfigur der „Gefion", einem Werk des großen dänischen Bildhauers Thorwaldsen. Auch eine Jungmannschule gibt es, und sie trägt diesen Namen bis heute.

Im Rathaus steht ein beleuchtetes Modell des Pillauer Leuchtturms, und ihm gegenüber befindet sich die „Pillauer Ecke" mit dem Pillauer Wappen und einer Reihe von Erinnerungsstücken an die ostpreußische Seestadt. Sogar ein seltenes Requisit ist dabei, ein Mützenband des Kleinen Kreuzers „Pillau" aus dem Ersten Weltkrieg.

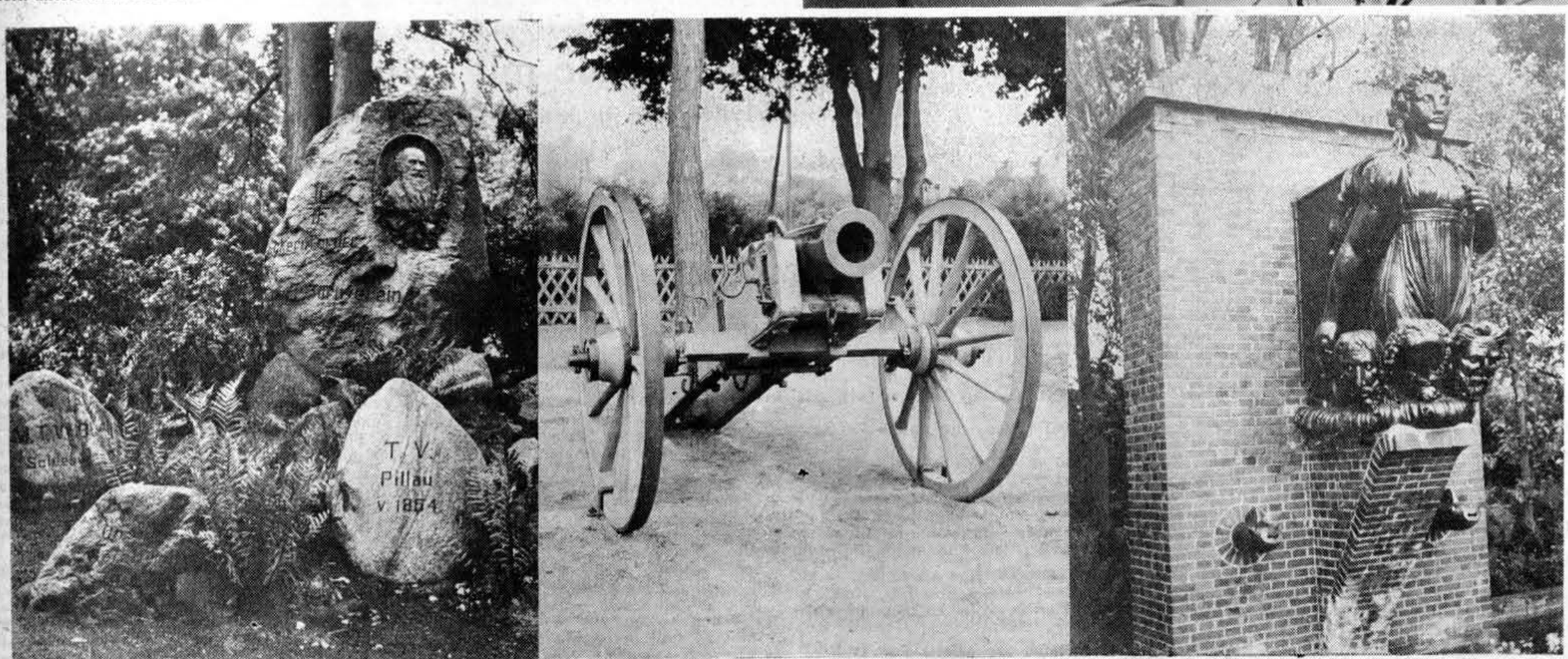
Ein Weilchen später stehen wir an einer Straßenkreuzung. Das eine Eckhaus gehört ohne Zweifel einem Landsmann, denn die Giebelseite trägt ein großes Sgraffito der Marienburg und daneben die Wappen der ostdeutschen Provinzen. Davor aber steht an der Ecke ein schöner holzgeschnitzter Wegweiser mit dem Pillauer Wappen, dem silbernen Stör auf blau-rotem Grund: „Pillauer Straße". Etwas weiter unterhalb ist eingeschnitzt: „Pillau 945 Kilometer". Lange schaut der Pillauer Stadtvorsitzende E. F. Kaffke darauf, der uns auf diesem Gang begleitet. Dann sagt er leise: „Zu Fuß würde ich wieder hingehen . . ."

Wir bummeln weiter zur Promenade von Borby, die am Wasser entlangführt, auf dem sich die Möwen tummeln, und dann stehen wir vor dem einzigen ostpreußischen Denkmal, das im Westen den Krieg überstanden hat: Der Große Kurfürst. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde er in Pillau aufgestellt, dem er mit der Gründung der brandenburgisch-preußischen Flotte und der Erhebung des Städtchens zu deren Kriegshafen zur Blüte verholfen hatte. Im letzten Krieg wurde er demontiert und Jahre später von einem aufmerksamen Ostpreußen auf einem Hamburger Schrottplatz entdeckt. 1955 ließ ihn die Stadt Eckernförde hier an der Promenade aufstellen, wo er nun nach Osten schaut — bis zur Heimkehr, wie ein Vermerk am Sockel besagt.

Auch bei der Marinegarnison von Eckernförde ist Pillau nicht vergessen: Die Kasernenblocks der Torpedoversuchsanstalt tragen die Namen deutscher Ostseestädte, darunter den von Pillau, und ein Marineoffizier dieser Garnison war es, der die Chronik von Pillau zusammenstellte.

Es läßt sich noch viel erzählen von den herzlichen Beziehungen zwischen Eckernförde und Pillau, von den Jugendfreizeiten für Kinder Pillauer Herkunft, von der ostpreußischen Fischräucherei, die hier ansässig geworden ist, vom bunten Leben am Badestrand, von einem Landsmann, der hier Bernsteinschmuck verkauft, von dem ehemaligen Pillauer Zollboot, das jetzt in Eckernförde Dienst tut — aber die Zeit drängt. Jedenfalls nehmen wir den Eindruck mit: In der Patenstadt ist Pillau nicht vergessen. **HUS**





Die Bilder zeigen von oben nach unten: E. F. Kaffke und sein Stellvertreter Fritz Goll vor dem Pillauer Wegweiser; Denkmal des Großen Kurfürsten aus Pillau an der Promenade in Borby; Blick in den Hafen. Unten von links nach rechts: Gedenkstätte der einheimischen Turnvereine im Kurgarten mit einem Erinnerungsstein für den Pillauer Turnverein; Kanone des Hauptmanns Jungmann von 1849; die Galionsfigur der „Gefion". Fotos (6) Zander

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in . . .

BERLIN

Vorsitzender der Landesgruppe Berlin: Kurt Jurkowski, 1 Berlin 61, Stresemannstr. 90—102 (Europahaus), Telefon 03 11 / 2 51 07 11.

14. August, Sbd., 19 Uhr, Heimatkreise **Pillkallen-Stallupönen:** Treffen im Gesellschaftshaus Heumann, Berlin 65, Nordufer 15, U-Bahn Amrumer Straße, Busse 16 und 70.

15. August, So., 9 Uhr, Heimatkreise **Tilsit/Stadt, Tilsit/Ragnit, Elchniederung, Stargard-Saatzig:** Dampferfahrt von der Anlegestelle Alt-Tegel, Fahrpreis 3,— DM je Teilnehmer.

15. August, So., 9 Uhr, Heimatkreis **Insterburg:** Das Treffen im Haus der ostdeutschen Heimat fällt aus, dafür Dampferfahrt mit den Kreisen Tilsit/Stadt usw. *von der Dampferanlegestelle* Alt-Tegel, Fahrpreis 3,— DM je Teilnehmer.

17. August, Di., 18 Uhr, **Frauenkreis i. d. LMO e. V. Berlin:** Treffen im Haus der ostdeutschen Hei*mat, Berlin 61, Stresemannstraße 90, Raum 210.*

1. August, So., 15 Uhr, *Heimatkreise* **Samland-Labiau:** Das Treffen findet nicht im Haus der ostdeutschen Heimat statt, sondern um die gleiche Zeit als *Gartenfest* bei Lm. Schwill, Berlin 47, Gr. Ziethener Chaussee 90, wie im Vorjahr. Fahrverbindung: U-Bahn Endstation Zwikkauer Damm.

HAMBURG

***Vorsitzender der Landesgruppe Hamburg: Eberhard* Wiehe, 2 Hamburg 62, Am Ohlmoorgraben 14, Telefon 04 11 / 5 20 77 67. Geschäftsstelle: 2 Hamburg 13, Parkallee 86, Telefon 04 11 / 45 25 42. Postscheckkonto Hamburg 96 05**

Bezirksgruppen

Bergedorf und Umgebung — Sonntag, 8. August, Busfahrt nach Lüneburg und Zonengrenze. Ab*fahrt: 7.30 Uhr ab ZOB Bergedorf. Näheres siehe* Rundschreiben bzw. Geschäftsstelle Buchdruckerei Kerstan, Wentorfer Straße 3, und bei „Woll-Schaffetter", Alte Holstenstraße 50.

Heimatkreisgruppen

Sensburg — Die Kaffeefahrt der Heimatkreis*gruppe am 15. August fällt aus.*

Frauengruppen

Bergedorf und Umgebung — Zusammenkunft der Frauengruppe im Monat August fällt aus wegen der großen Ferien. Nächste Zusammenkunft 7. September um 18 Uhr im „Lichtwarkhaus".

Billstedt — 3. August, 20 Uhr, Treffen bei Mitting, Öjendorfer Weg 39.

Zweite Sonderfahrt nach Lüneburg — Da die Sonderfahrt zum Ostpreußischen Jagdmuseum nach Lüneburg am 19. Juni ein voller Erfolg war und von allen Teilnehmern so begeistert aufgenommen *wurde, ist der Wunsch nach Wiederholung ge*äußert worden. Daher wird eine zweite Sonderfahrt nach Lüneburg am Sonntag, 8. August, durchgeführt. Es kann nur jedem Ostpreußen ans Herz gelegt werden, diese *Gelegenheit zu nutzen,* um das einzigartige Ostpreußische Jagdmuseum zu *sehen. Der Teilnehmerpreis pro Person beträgt 18,20* D-Mark und schließt die Kosten für die Fahrt, ein sehr gutes Mittags- und Kaffeegedeck und die Besichtigung ein. Schriftliche Anmeldungen sind umgehend an Landesorganisationsleiter Herbert Sahmel, Hamburg 26, Burggarten 17, zu richten. Abfahrt 8.30 Uhr ab Gewerkschaftshaus am Besen*binderhof. Bezahlung bei Abfahrt.*

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vorsitzender der Landesgruppe Schleswig-Holstein. Günter Petersdorf, 23 Kiel, Professor-Anschütz-Straße 69. Geschäftsstelle: Kiel, Wilhelminenstraße 47/49. Telefon 04 31 /4 02 11.

Schönwalde — Sonntag, 22. August, 7 Uhr, Som*merausflug in die Lüneburger Heide mit Besichti*gung des Ostpreußischen Jagdmuseums in Lüneburg und des Vogelparadieses Walsrode. Mittagessen im Forsthaus Oedeme bei Lüneburg, Abendessen in Nindorf. Fahrpreis 8,50 DM (bei Anmeldung zu zahlen). Der Bus hält in Kniphagen, Glinde, Schönwalde/Schule, Schönwalde/Ateinberg und Kasseedorf. Anmeldung bei Buchhandlung Walter Giese, Schönwalde.

NIEDERSACHSEN

Vorsitzender: Friedrich-Wilhelm Raddatz, Wolfsburg. Niedersachsen-Nord: F.-W. Raddatz, 318 Wolfsburg, Am Stemmelteich 24, Telefon Nr. 0 53 61 / 4 93 45. Niedersachsen-West: Fredi Jost, 457 Quakenbrück, Hasestraße 60, Telefon 0 54 31 / 5 17. Niedersachsen-Süd: Siegfried Saßnick, 3 Hannover, Bischofsholer Damm 142, Telefon 05 11 / 81 52 33.

Soltau — Mittwoch, 4. August, 20 Uhr, Heimatabend mit Bericht über Ausflug im Gasthaus „Im Hagen". — Donnerstag, 5. August, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Café Köhler".

NORDRHEIN-WESTFALEN

***Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen:* Harry Poley, 41 Duisburg, Duissernstraße 91. Stellvertreter: Erich Grimoni, 493 Detmold, Postfach 296. *Geschäftsstelle: 4 Düsseldorf, Duisburger* Straße 71, Telefon 02 11 / 48 26 72.**

***Bünde — Sonnabend, 7. August, Mitgliederver*sammlung** in der Gaststätte Sieker, Bünde, Neue Straße 11. Beginn 16 Uhr. Es werden Heimat-Ton*filme vorgeführt, ferner soll wegen eines Ausfluges* beraten werden. Um rege Teilnahme wird gebeten.

Unna — Jahresausflug am 28. August nach Unkel am Rhein durchs Sauerland, Bergische Land und Siebengebirge. Abfahrt 7 Uhr Unna-Königsborn (Rehfuß), Bahnhof Unna — Lutherhaus — Brauerei — Ev. Krankenhaus — Holzwickede. Fahrpreis 12,— D-Mark. Anmeldung bei König, Harkertstraße 6, Telefon 8 15 83, Redetzki (Telefon 22 05), Schwark (Telefon 53 28), Freitag (Telefon 78 98), Tessarek, *Fliederstraße 19. Bekannte sind ebenfalls eingeladen.* — Sonnabend, 14. August, Besuch des Sommerfestes der Gruppe Hagen mit Privatwagen. Anmeldungen mit Angabe von Mitfahrmöglichkeiten bei G. König. Abfahrt gegen 15 Uhr. — Herbstfest am 2. Oktober in der Sozietät, Nordring. — Nächste Monatsversammlung am 3. September in der Sozietät, am 4. September bei Rehfuß.

Warendorf — Zusammenkunft der Frauengruppe am Mittwoch, 4. August (nicht 5. August), 15 Uhr, *im Café Menge, Vereinszimmer.*

RHEINLAND-PFALZ

***Vorsitzender der Landesgruppe Rheinland-Pfalz:* Werner Henne, 675 Kaiserslautern, Barbarossaring Nr. 1, Telefon 06 31 / 22 08. Landesjugendwart: Horst Jucknat, 5427 Bad Ems, Wintersberger Straße 8.**

Koblenz — Sonntag, 29. August, Kaffeefahrt nach *Rengsdorf/Ww., Abfahrt 13.30 Uhr ab Herz-Jesu-*Kirche, Ziel: Hotel zur Linde in Rengsdorf.

BAYERN

Vorsitzender der Landesgruppe Bayern: Walter Baasner, 8 München 23, Clemensstraße 48/IV li., *Telefon 08 11 / 30 46 86.*

Gundelfingen — Am 14. August Ausflug der Gruppe zum Tegernsee. — Nächste Zusammenkunft am 11. September zum Tag der Heimat im Gasthaus zur Kanne. — Bei der letzten Zusammenkunft sprach Vorsitzender Ranglack über verschiedene wichtige Punkte und wies besonders auf das große Preisausschreiben der Landsmannschaft „Erhalten *und Gestalten" hin. Er forderte die Landsleute auf,* sich zahlreich daran zu beteiligen.



Wer erkennt sich wieder? Das Bild zeigt die Untertertia 1920/21 des Löbenichtschen Realgymnasiums in Königsberg mit ihrem Klassenlehrer Dr. Meyhöfer, dem späteren Oberstudiendirektor und verdienstvollen Heimathistoriker.

Ein pflichtbewußter Journalist

Maximilian Grunwald in Hannover verstorben

Wer am Sonntagabend im Rundfunk die *Sportnachrichten hörte, mußte die traurige Be*kanntgabe vom plötzlichen Tode Maximilian Grunwalds erfahren. Der Königsberger und hannoversche Sportjournalist vom Verein für Bewegungsspiele Königsberg, Leiter der Sport*redaktion der Hannoverschen Allgemeinen Zei*tung, langjähriges Vorstandsmitglied der Traditionsgemeinschaft der Leichtathleten aus den deutschen Ostgebieten und Vorsitzender des Vereins Niedersächsische Sportpresse, ist am *Sonnabend, 17. Juli, im Alter von 63 Jahren* ganz unerwartet gestorben.

Maximilian Grunwald wurde am 24. April 1908 in Braunsberg geboren und nach seiner Reifeprüfung in Königsberg Volontär bei der Kö*nigsberger Allgemeinen Zeitung. Er war von* 1929 an bis zum Kriegsbeginn von der Pike auf sportjournalistisch in Königsberg — mit einem Abstecher nach Rastenburg — tätig. Schwer verwundet *geriet* er in *russische Kriegsgefangen*schaft, wurde Ende 1945 entlassen und fand seine Familie in Barsinghausen am Deister. Grunwald war dann einer der ersten Redakteure in Hannover, als die Lizenzzeitungen zu*gelassen wurden. Er war bei verschiedenen* Zeitungen in Hannover — bis er vor vierzehn Jahren endgültig bei der Hannoverschen Allge*meinen Zeitung in die Sportredaktion einzog* und vor einigen Jahren deren Leiter wurde. Seine Aufgabe führte er so peinlich genau aus, daß er seinen Vorstandsposten in der ostdeutschen Traditionsgemeinschaft aufgeben mußte und nur noch am Rande den Heimatsport verfolgen konnte.

Seine Verdienste um den Sport — seine Liebe galt der Leichtathletik und dem Fußball — in der Heimat als langjähriges Mitglied des Vereins für Bewegungsspiele Königsberg und auch in Niedersachsen, seine ehrenamtliche Tätigkeit in vielen Sportgremien, als Mitbegründer und Vorsitzender des Vereins Niedersächsische Sportpresse werden unvergessen bleiben. Seine verantwortungsvolle journalistische Arbeit selbst in der größten Hektik leistete er vorbildlich, ohne auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Er, der sich als letztes großes Ziel seiner journalistischen Tätigkeit eine ideale Berichterstattung über die Olympischen Spiele 1972 in München vorgestellt hatte, kann dieses Ziel nun nicht mehr verwirklichen — die *Erfüllung dieses Wunsches blieb ihm versagt.*

Maximilian Grunwald hinterläßt seine Ehefrau, einen Sohn und eine Tochter mit ihren *Familien. Er wurde in aller Stille beigesetzt.*

Ferienwochen im Ostheim

Zu einer Freizeit trafen sich im Ostheim 45 *Teilnehmer. Stark vertreten waren Landsleute* aus Königsberg und Tilsit. Am 3. Juli begrüßte die Leiterin, Frau Eva Rehs, die Freizeitgäste, und Herr Goerke hielt einen Vortrag über das Ostheim und Bad Pyrmont.

*Ein vielfältiges Programm gab jedem Teil*nehmer Gelegenheit, die Freizeit individuell nach seinen Wünschen zu gestalten und auch Kureinrichtungen in Anspruch zu nehmen. Das *blumenfreudige Pyrmont im Tal der Emmer,* von bewaldeten Höhen des Weserberglandes umgeben, mit seinem weltbekannten Kurgarten war ideal für einen dreiwöchigen Erholungsaufenthalt. Bei schönstem Wetter wurden Wan*derungen durch die engere und weitere Um*gebung unternommen und das in unmittelbarer Nähe gelegene Schwimmbad besucht. Zur Frühgymnastik und zu Spielen am Abend im Garten des Ostheims fanden sich stets Interessierte zusammen. Jeden Morgen begann Frau Rehs mit einem Tagesspruch. Lichtbild- und Filmvorträge zeigten die Heimat und ließen Erinnerungen lebendig werden.

Fahrten durch das schöne Weserbergland, verbunden mit Besichtigungen des Großwildparkes „Safari-Land", der Porzellan-Manufaktur Für*stenberg, des Klosters Corvey* und des Schlosses Bückeburg, werden jedem Freizeitgast wohl unvergessen bleiben. Gesellige Abende führten die Freizeitgäste zu einer herzlichen Gemeinschaft zusammen. Jeder fühlte sich im Ostheim „zu Hause". Das Standbild des Trakehner Pferdes im Garten des Ostheims ist ein markantes Symbol unserer Heimat.

Beim fröhlichen Abschiedsabend mit Dank an Lehrgangs- und Heimleitung wurde der Wunsch geäußert, die Freizeiten auch in Zukunft beizubehalten.

Max Blessmann

Die wichtigsten Ergebnisse ...

... der ostdeutschen Traditionswettkämpfe in Esslingen/Neckar

Männer — Allgemeine Klasse:

100-m-Lauf: 1. Bauert, VfB Breslau 11,0 Sek.; 2. Hensel, VfB Stettin 11,1 Sek.; 3. Marchlowitz, Allenstein 11,3 Sek.
1000-m-Lauf: 1. Erwin, Asco Königsberg 2 : 35,8 Min.; 2. Koch, Tapiau 2 : 36,0 Min; 3. Füller, VfB Breslau 2 : 55,1 Min.
3000-m-Lauf: 1. Udo Philipp, Asco Königsberg 9 : 05,6 Min; 2. Lindenberg, Zempelburg 9 : 44,0 Min.
Hochsprung: 1. Hahn, Asco Königsberg 1,87 m; 2. Dittmers, VfB Stettin 1,84 m.
Weitsprung: 1. Baumert, VfB Breslau 6,96 m; 2. Hahn, Asco Königsberg 6,80 m.
Kugelstoßen: 1. Plücker, Germania Stolp 14,15 m; 2. Hahn, Asco Königsberg 13,93.

Männer — Altersklasse I:

100-m-Lauf: 1. Marchlowitz, Allenstein 11,4 Sek.; 2. Tribbensee, Germania Stolp 11,7 Sek.; 3. Schweitzer, Asco Königsberg 11,7 Sek.
Weitsprung: 1. Marchlowitz, Allenstein 6,40 m; 2. Haschke, VfB Breslau 6,24 m.
Kugelstoßen: 1. Haschke, VfB Breslau 10,53 m; 2. Marchlowitz, Allenstein 9,44 m.

Männer — Altersklasse II:

100-m-Lauf: 1. Eichstädt, Asco Königsberg 11,6; 2. Kucklick, Masovia Lyck 11,7.
Weitsprung: 1. Kucklick, Masovia Lyck 6,15 m; 2. Eichstädt, Asco Königsberg 6,04 m.
Kugelstoßen: 1. Kucklick, Masovia Lyck 11,77 m; 2. Eichstdät, Asco Königsberg 11,00 m.
1000 m Altersklasse I/II: 1. Gau Prussia-Samland Königsberg 3 : 08,4 Min.
Männer — Altersklasse IV: 75-m-Lauf: 1. Jungblut, Darkehmen 10,3 Sek.; Weitsprung: 1. Jungblut, Darkehmen 5,17 m; Kugelstoßen: 1. Jungblut, Darkehmen 8,40 m.
Männer — Altersklasse III/IV: 1000-m-Lauf 1. Kleinwächter, Deutscher Sport-Club Breslau 3 : 21,7 Min.
Altersklasse V A: 50-m-Lauf: 1. Werner, Prussia-Samland Königsberg 6,9 Sek.; Weitsprung: 1. Werner, Prussia-Samland Königsberg 4,64 Meter; Kugelstoßen: 1. Werner, Prussia-Samland Königsberg 9,80 m.
Männer — Altersklasse V B: 50-m-Lauf: 1. Rosenberger, MTV Königshütte 7,00 Sek.; Weitsprung: 1. Rosenberger, MTV Königshütte 4,95 m; Kugelstoßen: 1. Rosenberger, MTV Königshütte 9,54 m.
Altersklasse V A und B: 1000-m-Lauf: 1. Liedig, Prussia-Samland Königsberg 3 : 27,0 Min.

Männliche Jugend — Klasse A:

100-m-Lauf: 1. Kratschmer, VfB Stettin 11,0 Sek.;
Kugelstoßen: 1. Kratschmer, VfB Stettin 15,02 m.

Männliche Jugend B:

100-m-Lauf: 1. Sabrautzki, VfB Stettin 12,7 Sek.
Weitsprung: 1. Döbel, TuS Pr.-Holland 4,83 m.
Kugelstoßen: 1. Sabrautzki, VfB Stettin 9,85 m.
1000-m-Lauf: 1. Döbel, Pr.-Holland 3 : 18,5 Min.
Dreikämpfe (100 m, Weitsprung, Kugel):
Allgem. Männerklasse: 1. Baumert, VfB Breslau 2251 Punkte.
Altersklasse I: 1. Marchlowitz, Allenstein 1821 Punkte.
Altersklasse II: 1. Kucklick, Masovia Lyck 1864 Punkte.
Altersklasse IV: 1. Jungblut, Darkehmen 1029 Punkte.
Männl. Jugend B: 1. Döbel, TuS Pr.-Holland 1125 Punkte.
Mannschaftsfünfkampf Männer Altersklasse I-V: (100 m, 1000 m, Weitsprung, Kugel, Tr. Staffel) 1. Ostpreußen 5923 Punkte (Marchlowitz, Eichstädt, Liedig, Gau, Kucklick, Schweitzer).

4 mal 100-m-Traditionsstaffel Altersklasse I—V: 1. Ostpreußen I 45,3 (Schweitzer, Kucklick, Eichstädt, Marchlowitz); 2. Ostpreußen II 52,4 Sek.

4 mal 50-m-Staffel für Altersklasse IV/V: 1. Ostpreußen 28,5 Sek. (Liedig, Werner, Jungblut, Bensing).

Eine Schule mit zweierlei Maß

Privilegierte in „klassenloser" Gesellschaft

Scharfe Kritik am Schulwesen in Ortelsburg mußte die örtliche Parteileitung vom Allensteiner Parteiorgan „Gazeta Olsztynska" hinnehmen. Die Zeitung schreibt, in Ortelsburg sei stillschweigend eine Schule für privilegierte Kinder organisiert worden, die nur von wenigen Arbeiterkindern besucht werde. „Dieser Vorwurf, so will es scheinen — ist unbegründet, da ja die Schulpflicht alle Kinder, ohne Rücksicht auf das Vermögen der Eltern oder die soziale Herkunft, die für ihren Wohnbezirk zuständige Volksschule besuchen müssen." Die Zentralpresse habe zwar schon einmal über Korruption bei der Annahme von Oberschülern berichtet; doch bei Volksschülern?

„Daß die erhobenen Vorwürfe richtig sind, darüber besteht kein Zweifel", setzt das Blatt fort. „Wir prüften die Schülerlisten und fanden, daß viele Schüler, die zur Volksschule 3 gehören, in der privilegierten Volksschule 1 sitzen. Es handelt sich hauptsächlich um Kinder von Intelligenzlern, während in der Schule Nr. 3 auf 30 Schüler nur ein bis zwei Kinder von geistesschaffenden Eltern stammen. „Die Volksschulen 2 und 3 besuchen in der überwiegenden Mehrheit Arbeiterkinder, während in der Volksschule 1 hauptsächlich Kinder von Geistesschaffenden unterrichtet werden."

Dies sei nicht der rechte Weg, um bessere Lernergebnisse in den Schulen zu erzielen, heißt es in dem Blatt weiter. Es könne auf keinen Fall geduldet werden, daß sich in „unserer sozialistischen Gesellschaft sogar Volksschulen für auserwählte Kinder wirtschaftlich und gesellschaftlich besser gestellter Eltern bilden." Die Gerechtigkeit wird erst dann wiederhergestellt", heißt es abschließend in der polnischen Zeitung, „wenn alle Kinder, ohne Rücksicht darauf welchen Beruf ihre Eltern ausüben und wo sie arbeiten, die für ihren Wohnbezirk zuständigen Schulen besuchen können."

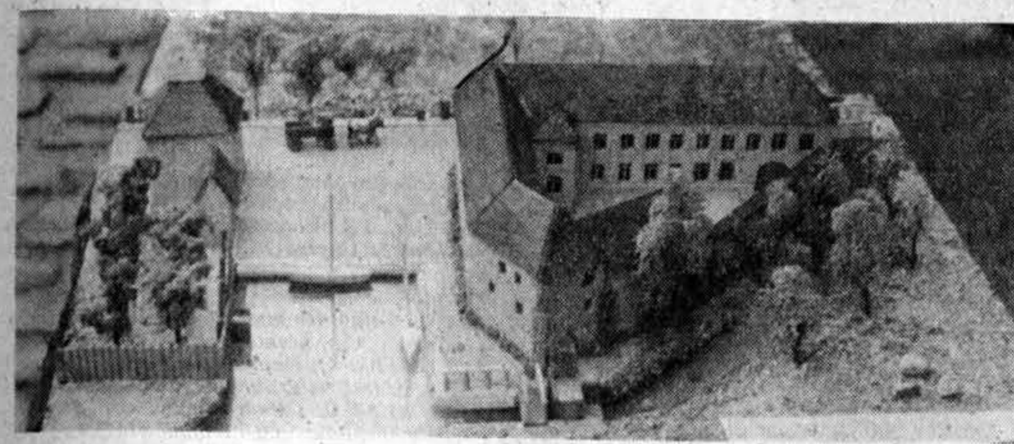
K

Preiswerter Flug nach Amerika

Der Landesverband der vertriebenen Deutschen — Vereinigte Landsmannschaften Schleswig-Holstein e. V. in Kiel, Postfach 674, bittet uns um folgenden Hinweis:

Für Mitglieder des Verbandes und der Landsmannschaften besteht die Möglichkeit, an einem Gruppenflug vom 15. 10. bis 5. 11. mit einem Düsenklipper einer großen amerikanischen Fluggesellschaft von Hamburg nach New York und zurück zum Preise von 560,— DM teilzunehmen.

Interessenten, die bei dieser Gelegenheit Verwandte und Freunde besuchen wollen, oder auch nach Auskunft beim HAPAG-LLOYD — Reisebüro (Frau Daerner), 2 Hamburg 1, Ballindamm 25 (Tel. 04 11/3 28 41), günstige Anschlußreisen buchen wollen, müssen ihre diesbezügliche Anmeldung spätestens bis zum 15. 8. 71 über die Kreisverbände oder direkt an den LvD, 23 Kiel, Postfach 674, richten.



Modell des Angerburger Schlosses.



Alte Blätter erzählen Angerburger Zeitungsgeschichte.

Aus der Geschichte einer Stadt

Ausstellung „400 Jahre Angerburg" in Rotenburg/Wümme

Fern ihrer Heimat begingen die Angerburger in diesem Frühling in ihrem Patenkreis Rotenburg/Wümme das 400jährige Stadtjubiläum Angerburgs. Dem gleichen Anlaß ist die reizvolle Ausstellung „400 Jahre Stadt Angerburg" gewidmet, die gegenwärtig im Heimatmuseum in Rotenburg gezeigt wird. Sie wurde bereits von mehr als 1200 Menschen besucht, und nicht nur von Angerburgern.

Gemeinsam mit der Verwaltung des Patenkreises Rotenburg haben Mitglieder der Kreisgemeinschaft Angerburg lange am Zustandekommen der Ausstellung gearbeitet, die einen ausgezeichneten Überblick über Geschichte und Wesen Angerburgs und seines Kreises gibt. Das Rotenburger Heimatmuseum, in einem prächtigen alten niedersächsischen Bauernhaus, bildet den rechten Rahmen dafür.

Die Halle im Erdgeschoß wurde für die Ausstellung mit großen Schautafeln ausgestattet, die den Raum unterteilen. Vergrößerte Darstellungen aus der Harknochschen Chronik berichten zunächst aus der frühen Zeit Angerburgs. Andere Bilder zeigen Persönlichkeiten aus der Geschichte Angerburgs und leiten über zur neueren Zeit. Eine Tafel ist dem Angerburger Geschehen im Ersten Weltkrieg gewidmet, als die Stadt vorübergehend von russischen Truppen besetzt war. Neben einem großen Foto des bekannten „Russenbürgermeisters" Kaufmann Tietz, der damals umsichtig die Geschicke der Stadt lenkte, prangen Besatzungsplakate mit den Unterschriften russischer Generale. In oft mehr als holprigem Deutsch abgefaßt, verkünden sie den Angerburgern, was sie künftig zu tun und zu lassen haben und daß die russischen Soldaten Freunde und gute Menschen seien.



Keramikteller, hergestellt zur Erinnerung an die Angerburger Eissegelwoche 1935.

Angerburger Zeitungsgeschichte erzählt eine andere Schauwand mit den Wiedergaben von Zeitungen, die einst in der Stadt am Mauersee erschienen. Sie zeigen zugleich deutlich daß Angerburg eine deutsche Stadt ist.

Lebhaft war das Vereinsleben der Stadt: Nicht ohne Rührung werden alte Angerburger die vielen Bilder betrachten, die von Festen und geselligen Veranstaltungen berichten. Und vielleicht erkennt sich sogar mancher auf den alten Fotos wieder.

Eine bedeutsame Rolle spielte Angerburg im ostpreußischen und deutschen Sport, und zwar im Eissegeln. Auch davon geben zahlreiche Bilder Kunde. Als Prunkstück hängt zwischen ihnen ein Keramikteller, Erinnerungsstück an die 7. Deutsche Eissegelwoche 1935 in Angerburg.

Zwar ist er durch einen langen Sprung gezeichnet, hat aber doch die Jahre überstanden.

Nicht vergessen seien zwei schöne Modelle Das eine zeigt das Angerburger Schloß, das andere den Heldenfriedhof Jägerhöhe.

Das Obergeschoß ist den Kirchspielen des Kreises Angerburg gewidmet. Man erfährt dabei zugleich allerlei über die reichhaltige Tierwelt dieses Kreises, in dem nicht weniger als fünf Adler-Arten vertreten waren, daneben Schwarzstorch, Kranich, Zwergseeschwalbe, Sumpf- und Haselhuhn, Zwergrohrdommel und Wasseramsel, an Vierbeinern unter anderem die seltene winzige Birkenmaus, die nur drei bis vier Gramm wiegt.

Aber auch die Künstler und Literaturschaffenden aus Stadt und Kreis kommen hier zu Wort. Vitrinen und Wände geben Einblick in das Schaffen von Frieda und Siegfried Jung, von Walter und Edith von Sanden-Guja, des Rosenau-Trios und nicht zuletzt der Bildhauerin Ursula Enseleit, die in diesem Jahr besonders in Erscheinung trat: Ihr Bronzerelief des Angerburger Schlosses um 1571 wurde anläßlich des Stadtjubiläums Persönlichkeiten überreicht, die sich um Angerburg und seine Patenschaft verdient gemacht haben.

Alles in allem: eine Ausstellung, die sich sehen lassen kann und der weiterhin reger Besuch zu wünschen ist. ric

Dr. R. Pawel:

Dittchen hinterläßt beim Sterben ...

Im Blutgericht wurde 1812 ein originelles Testament aufgesetzt

Wer würde nicht E. T. A. Hoffmann, der in Königsberg das Licht der Welt erblickte, als einen der Großen in der deutschen Literatur, aber auch auf dem Gebiet der Musik und der Malerei kennen? Ebenso werden viele auch von seiner Herzensfreundschaft mit dem zu seiner Zeit in Berlin sehr gefeierten Schauspieler Devrient gehört haben und vom tollen Treiben der beiden in den bekannten Berliner Weinstuben von Lutter und Wegener. Aber Künstler, zumal von der ausgesprochenen Originalität und dem Reichtum an skurrilen Einfällen eines E. T. A. Hoffmann, lassen sich einfach nicht mit gewöhnlichen bürgerlichen Maßstäben messen.

Weniger bekannt dagegen dürfte sein, daß unser berühmter Dichter in Königsberg einen Vetter zurückgelassen hatte, der — wenigstens nach der menschlichen Seite hin — unverkennbar in seinen Fußstapfen wandelte. Es war dies Friedrich Ludwig Hoffmann, der als Begründer der damaligen Königsberger Studentenkonzerte bekannt war. Seit 1801 war er Kapellmeister am Königsberger Stadttheater und akademischer Musiklehrer in seiner Vaterstadt. Er wies also eine entschiedene Ähnlichkeit mit seinem entfernten Vetter auf, der ja vor seiner Berliner Zeit auch Kapellmeister in Bamberg gewesen war.

Jener Friedrich Ludwig Hoffmann hatte die Tochter des bekannten Königsberger Brandinspektors Friedemann geheiratet. Auch er hatte einen Künstlerfreund zum Intimus, und zwar den Schauspieler Hagemann vom Königsberger Stadttheater. Der lebenslustige Kapellmeister und sein Freund Hagemann trieben es zu ihrer Zeit im Blutgericht bei uns nicht viel besser als E. T. A. Hoffmann und Devrient im Weinkeller von Lutter und Wegener. Sie nahmen auch jede Gelegenheit wahr, um sich gegenseitig durch Reisende, die mittels Postkutsche vom Pregel an die Spree oder umgekehrt kamen, Grüße bestellen zu lassen.

Der Schwiegervater Friedemann hatte seine liebe Not mit dem ewig durstigen Musikanten, und der Volkswitz prägte damals das Wort, daß der Branddirektor jeden Brand löschen könne. nur den im Blutgericht nicht. Auf einem ihrer üblichen Frühschoppen war es, als die beiden Freunde Hoffmann und Hagemann beim Bezahlen der Zeche feststellen mußten, daß jeder von ihnen nur ... einen Dittchen in der Tasche hatte. Sie fanden dies so komisch, daß sie spontan beschlossen, diese Dittchen nicht auszugeben, sondern den Nachkommen Friedrich Ludwig Hoffmanns zu vererben. Hagemann verfaßte nachstehendes poetisches Testament, das die beiden Trinkbrüder unterzeichneten:

„Diese Dittchen hinterläßt beim Sterben
Hoffmann seinen nächsten Erben —;
Und so sollen sie von einem noch zum andern
Bis ins zehnte Glied in Erbschaft wandern,
Daß man nach fünfhundert Jahren sagen kann:
Diese Dittchen sind von Hoff- und Hagemann."
Den 11. Juni 1812.

Es ist auch damit anders gekommen, als es die beiden jugendlich unbeschwerten „Erblasser" erwarteten. Einhundertdreißig Jahre nach jenem Jahr, das Preußens Wiedergeburt bedeutete, fand auch dieses sorgsam und stolz von den Nachkommen jenes Hoffmann aufbewahrte Dokument sein Ende. Noch viele Besucher hatten es in einem alten Patrizierhaus in der Vorstädtischen Langgasse mit leisem Schmunzeln betrachten können, ehe es mit diesem zusammen unterging.

Das RÄTSEL für Sie ...

Umwandlung

Aus je zwei Wörtern (a und b) ist ein drittes Wort c) zu bilden, wobei a) seinen letzten, b) seinen ersten Buchstaben verliert (Acht, Tat = Achat). Die ersten Buchstaben von a) nennen einen Ort am Frischen Haff.

1. a) geogr. Begriff, b) Haustier, c) Völkergruppe in Nordafrika;
2. a) Wasserpflanze, b) Alkohol, Getränk, c) Stadt in Nordafrika;
3. a) alban. Münzeinheit, b) Verfahren, c) Vorlesung;
4. a) Stutzer, feiner Mann, b) Europäer, c) Art, Gattung;
5. a) Singstimme, b) Herbstblume, c) Nebenfluß der Elbe.

... und die LÖSUNG aus Folge 22

Lei(b)arzt, Band(e)au, Ras(e)ur, Os(t)ende, Ei(e)ruhr, Leine(n)garn, Sie(b)druck, Rom(a)dur, Star(r)sinn, Ar(t)ist, Meer(s)burg, Ti(c)ken, Jap(h)et.

Beetenbartsch



Ursula Enseleits Bronzerelief des Angerburger Schlosses um 1571.



Ein Blick in die Ausstellung.

Fotos (5) Stamm

Wir gratulieren...

zum 99. Geburtstag

Drews, Barbara, aus Sturmhübel, Kreis Rößel, jetzt 46 Dortmund-Bodelschwingh, Kösterstraße 2, am 4. August

zum 98. Geburtstag

Gritzan, Anna, geb. Pokor, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt 3031 Bothmer Nr. 144, am 6. August

zum 94. Geburtstag

Bartsch, Hermann, Postpräsident i. R., aus Lyck, jetzt 232 Plön, Lütjenburger Straße 20, am 7. August

Müller, Johann, aus Groß Zedmar, Kreis Angerapp, jetzt bei seiner Tochter Gertrud, 3151 Duttenstedt, Ostpreußenweg 15, am 3. August

zum 93. Geburtstag

Mintel, Gustav, aus Königsberg, jetzt bei seiner Tochter Herta Sand, 6 Frankfurt/Main, Schönhofstraße 23, am 5. August

Wittrien, Rosaline, aus Pillau I, Tannenbergstr. 2, jetzt 65 Mainz-Mombach, An der langen Lein 3, am 7. August

zum 92. Geburtstag

Gallein, Friedrich, aus Neuwiese, Kreis Labiau, jetzt 1 Berlin 15, Duisburger Straße 2, am 27. Juli

Kowalleck, Marie, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt 2 Hamburg 62 I, Suckweg 96, bei Söht, am 5. August

zum 91. Geburtstag

Schibilla, Emil, aus Buddern, Kreis Angerburg, jetzt 2243 Albersdorf, Waldstraße 3, am 7. August

Stockmann, Wilhelmine, geb. Redlowski, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt 4 Düsseldorf Frauenlobweg 3a, am 1. August

Wölk, Auguste, geb. Sziborski, aus Georgenthal, Kreis Mohrungen, jetzt 233 Eckernförde, Auf der Höhe 26, am 7. August

zum 90. Geburtstag

Bendzko, Emil, aus Königsberg, Helfferichstraße 31, jetzt bei seiner Tochter in 5672 Leichlingen, Grünscheid 40, am 6. August

Harig, Albert, aus Wodigehnen, Kreis Mohrungen, jetzt bei seinem Sohn Hermann, 4224 Hünxe, Krudenburger Straße 12, am 24. Juni

Schubath, Anna, geb. Kallweit, aus Insterburg, Siehrstraße 43, jetzt 8904 Stein bei Nürnberg, Bahnhofstraße 5, am 5. August

zum 88. Geburtstag

Czubayko, Marie, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt 318 Wolfsburg, Emmausheim, am 1. August

Gerullis, Wilhelmine, geb. Drewello, aus Stallupönen und Tilsit, jetzt zu erreichen über ihren Schwiegersohn Erhart Kaestner, 35 Kassel, Landaustr. 2, am 6. August

zum 87. Geburtstag

Kahn, Bruno, aus Groß Klaussitten, Kreis Heilsberg, jetzt 4402 Gronau, Gildehäuserstraße 141, am 31. Juli

Thiel, Hermann, Landwirt, aus Packerau, Kreis Pr.-Eylau, jetzt 2143 Selsingen über Bremervörde, am 31. Juli

Zittlau, Auguste, geb. Hellmig, aus Angerburg, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über Egon Machmüller, 213 Rotenburg, Moorkamp 15, am 5. August

zum 86. Geburtstag

Baumgarth, Otto, aus Pillau II, Gr. Fischerstraße 11, jetzt 2407 Travemünde, Neuer Schlag 18, am 7. August

Kappe, Emilie, geb. Patuschka, aus Angerapp, Lindenstraße 173, jetzt 545 Neuwied 12, Hüllenberger Straße 7, am 7. August

Parzanka, Adolf, aus Hochsee, Kreis Angerburg, jetzt 294 Wilhelmshaven, Thorner Straße 25, am 2. August

Weinreich, Gertrude, geb. Baeck, aus Angerburg, jetzt 8211 Rimsting (Chiemsee), Waldgaststätte Andrealang, am 4. August

zum 85. Geburtstag

Jäger, August, Zugführer i. R., aus Insterburg, Hauptbahnhof, Haus 2, jetzt 6113 Babenhausen, Am Felsenkeller 1, am 3. August

Lindenberg, Emil, aus Pillau II, Poststraße 7, jetzt 238 Schleswig, Königsberger Straße 2, am 2. August

Mrowka, Margarete, aus Lyck, jetzt 76 Offenburg, Grabenallee 5, am 5. August

Tessmann, Emmy, geb. Grothe, aus Stobecken, jetzt 7129 Pfaffenhofen, Goethestraße 19, am 3. August

zum 84. Geburtstag

von Ascheraden, Antonia Freifrau, geb. von Eisenhart-Rotha, aus Arnsbarg, Kreis Pr.-Eylau, jetzt 2 Hamburg 73, Raimundstraße 5, am 1. August

Behrendt, Arthur, aus Geroldswalde, Kreis Angerburg, jetzt 3111 Nassen-Nortorf, am 2. August

Nittka, Adolf, aus Birkenhöhe, Kreis Angerburg, jetzt 8301 Fuhrt über Deisenhofen, Am Bachfeld 12, am 12. August

Rasokat, Gertrud, aus Pillau I, Hindenburgstraße 3, jetzt 23 Kiel-Dietrichsdorf, Peterssträße 8, am 2. August

Schilen, Anna, geb. Schepull, aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt bei ihrem Sohn Hans, 2 Hamburg 74, Moofflether Deich 379, am 4. August

Schittko, Martha, aus Osterode, Erich-Koch-Str. 1a, jetzt zu erreichen über Annemarie Schittko, 62 Wiesbaden, Weißenburgstraße 10, am 1. August

Stachorra, Anna, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt 355 Marburg (Lahn), Schwanallee 4, am 4. August

Sudars, Minna, geb. Willkowski, aus Memel, Mühlentorstraße 51, jetzt 24 Lübeck, Konradstraße 2, am 4. August

Tietz, Richard, Schmiedemeister, aus Reinlacken, Kreis Wehlau, jetzt 7737 Bad Dürrheim, Friedrichstr. 14, am 31. Juli

zum 83. Geburtstag

Blankenstein, Otto, aus Steinwalde, Kreis Angerburg, jetzt 28 Bremen-Hemelingen, Bertramstraße 7, am 2. August

Gorgs, Martha, geb. Hirschberg, aus Guttstadt, jetzt bei ihren Kindern Hedwig und Gustav Wittkowski, 22 Elmshorn, Kaltenweide 30, am 30. Juli

Kienapfel, Helene, geb. Stamer, aus Neidenburg, jetzt 325 Hameln, Sprengerstraße 40, am 29. Juli

Konrad, Elise, geb. Golies, aus Doben, Kreis Angerburg, jetzt 2217 Kellinghusen/Holstein, Lilienkronstraße 1, am 7. August

Meischelder, Anna, aus Gumbinnen, jetzt 238 Schleswig, Königsberger Straße 14, am 5. August

Ney, Elisabeth, aus Königsberg, jetzt 238 Schleswig, Klaus-Groth-Straße 1, am 20. August

Olschewski, Katharine, aus Kielen, Kreis Lyck, jetzt 5891 Velbert, Bahnhof, am 2. August

zum 82. Geburtstag

Bandilla, Julius, Ortsvertreter aus Mostolten, Kreis Lyck, jetzt 5041 Friesheim, Gartenstraße 6, am 6. August

Blaseio, Meta, aus Lyck, jetzt 848 Weiden, Prösslstraße 9, am 6. August

Condereit, Erna, geb. Rehwald, aus Königsberg, jetzt 2 Hamburg 13, Hallerstraße 25, am 28. Juli

Kochanski, Ludwig, Kaufmann, aus Johannisburg und Elbing, jetzt 2820 Bremen 70, Billungstraße 23, Haus Blumenkamp, am 7. August

Meyhöfer, Dr. Max, Oberstudiendirektor i. R., aus Königsberg, jetzt 34 Göttingen, Nicolausberger Weg 65, am 30. Juli

Plenus, Emmy, aus Tilsit, Fabrikstraße und Garnisonstraße, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über ihre Schwester Elsa-Maria Weigele, 6 Frankfurt, Mendelssohnstraße 41, am 4. August

Reimer, Emma, aus Pillau II, Feuerwehrstraße 2, jetzt 2212 Brunsbüttelkoog, Scholerstraße 24, am 4. August

Schmadtke, Bertha, aus Pillau I, Mühlenstraße 3, jetzt 3394 Langelsheim, Kohlgarten 22, am 7. August

zum 81. Geburtstag

Bärholz, Hedwig, aus Pillau-Camstigall, jetzt 304 Soltau-Tatendorf, am 3. August

Damaschun, Emil, aus Angerburg, jetzt 1 Berlin-Lankwitz, Mühlenstraße 66, am 8. August

Krenkels, Johanna, geb. Buttchereit, aus Ragnit bei Tilsit, jetzt 82 Rosenheim, Enzensperger Str. 6, am 29. Juli

Krogoll, Gustav, aus Hirschfeld, Kreis Pr.-Holland, jetzt 244 Oldenburg, Königsberger Straße 44, am 4. August

Seidenberg, Fritz, Zimmermann, aus Schissau, Kreis Wehlau, jetzt 483 Gütersloh, Asternweg 3, am 27. Juli

zum 80. Geburtstag

Draasch, Franz, aus Pillau II, Siedlungsstraße 9, jetzt 2373 Audorf, Fr.-Ebert-Straße 25, am 3. August

Elbe, Karl, Oberlehrer i. R., aus Neukirch und Tilsit, jetzt 2056 Glinde, Mühlenweg 24

Fox, Hubert, Bauer, aus Gr. Klaussitten, Kreis Heilsberg, jetzt 5 Köln 91, Forststraße 60, am 2. August

Schaewen, Magdalene von, Lehrerin i. R., aus Königsberg, Batockistraße 97, jetzt 233 Eckernförde, Jungmannweg 16

Schmidt, Luise, aus Königsberg, Stägemannstraße 44, jetzt 44 Münster, Hammerstraße 134, am 5. August

zum 75. Geburtstag

Engelbrecht, Prof. Erich, aus Königsberg, jetzt 2 Hamburg 20, Löhrsweg 2

Geier, Auguste, geb. Grieslack, jetzt 3558 Frankenberg, Neustadt 4, am 4. August

Jakobeit, Margarete, aus Greiben, Kreis Labiau, jetzt 433 Mülheim (Ruhr), Mellinghofer Straße 48, am 29. Juli

Kaletzki, Emma, geb. Embacher, aus Ortelsburg, jetzt 4352 Herten (Westfalen), Ewaldstraße 237, am 5. August

Lohrenz, Karl, aus Königsberg-Ponarth, jetzt 209 Winsen, Schmiedestraße 15, am 2. August

Mohr, Berta, geb. Wiechert, aus Lauterbach, Kreis Heiligenbeil, jetzt 3001 Mellendorf, Pommernstr. 19, am 12. August

Müller, Anton, aus Freimarkt und Heilsberg, jetzt 2418 Ratzeburg, Albsfelder Weg 18, am 2. August

Okun, Max, Textilkaufmann i. R., aus Liebenfelde, Kreis Labiau, jetzt 7107 Bad Friedrichshall I, Schulstraße 24, am 3. August

Oschlies, Mathilde, geb. Hasenpusch, aus Tapiau, jetzt 2212 Brunsbüttel, Schlesierplatz 10, am 5. August

Platzek, Maria-Luise, geb. Schiemann, aus Pillau, Jakob-Liefcke-Straße 5, jetzt 2408 Timmendorferstrand, Steenbeek 7, am 2. August

Störmer, Karl, Landwirt, aus Postnicken, Kreis Samland, jetzt 45 Osnabrück-Atter, Königsberger Str. 1, am 3. August

Stullich, Anna, geb. Schulz, aus Lötzen, jetzt 1 Berlin 30, Nachodstraße 1, am 29. Juli

zur goldenen Hochzeit

Bangel, Albert, Oberzugführer i. R., und Frau Anna, geb. Krause, aus Königsberg, Köttelstraße 18, jetzt 33 Braunschweig, Sandgrübenweg 37, am 30. Juli

Lech, Ernst und Frau Johanna, geb. Grafunder, aus Domnau, jetzt 35 Kassel, Waldecker Straße 43, am 9. Juli

Paleit, Otto und Frau Auguste, geb. Steiner, aus Edern, Kreis Schloßberg, jetzt 213 Rotenburg, Grafeler Damm 34, am 29. Juli

Reinke, Fritz, Lehrer i. R., und Frau Margarete, geb. Timm, aus Timberhafen, Kreis Labiau, jetzt 2427 Malente-Gremsmühlen, Bahnhofstraße 26

Ullrich, Paul, Holzkaufmann, und Frau Gertrud, geb. Rittel, aus Allenstein, Roonstraße 85, jetzt 8702 Veitshöchheim, Vahnstraße 17, am 10. August

zum Abitur

Franz, Gerhard (Franz, Hermann und Frau Anneliese, geb. Wlottkowski, aus Tilsit, Lindenstraße 5, jetzt 634 Dillenburg, Berliner Straße 17)

Galla, Sigrid (Polizeiobermeister Arthur Galla und Frau Margot, geb. Neubert, aus Liebenfelde und Großwalde, Kreis Neidenburg, jetzt 3091 Hilsen Nr. 115, über Verden [Aller]), am Neusprachlichen Gymnasium am Wall in Verden

Hund, Andreas (Hund, Ottfried und Frau Waltraut, geb. Deutschmann, aus Königsberg, Gebauherstr., jetzt zu erreichen über A. Franz, 634 Dillenburg, Berliner Straße 17)

Skottke, Kristina (Skottke, Johannes, Bauingenieur, aus Königsberg, und Frau Sigrid, geb. Kiewitt, jetzt zu erreichen über Helene Kiewitt, 53 Bonn-Bad Godesberg, Rheinallee 25)

zum bestandenen Examen

Donath, Susanne (Donath, Heinz, Holzbildhauer, und Frau Hedwig, geb. Konegen, aus Wormditt, jetzt 2085 Quickborn, Lindenstraße 14), hat an der Universität Hamburg das erste Staatsexamen für das Lehramt an Volks- und Realschulen bestanden

Grabowski, Klaus-Hermann (Grabowski, Hermann, gefallen, und Frau Erna, geb. Kienapfel, aus Neidenburg, Kurze Straße 8, jetzt 325 Hameln, Sprengerstraße 40), bestand sein Examen als Diplom-Soziologe

zur Ernennung

Lech, Dr. Gerhard, Dipl.-Ing., Dozent an der Staatlichen Ingenieurakademie, Hannover, jetzt 3 Hannover, Gehägestraße 15, wurde zum Baurat im Schuldienst ernannt

Rundfunk und Fernsehen

HÖRFUNK

Zeichenerklärung: BR = Bayerischer Rundfunk; DLF = Deutschlandfunk; DW = Deutsche Welle; SDR = Süddeutscher Rundfunk; HR = Hessischer Rundfunk; NDR = Norddeutscher Rundfunk; RB = Radio Bremen; SFB = Sender Freies Berlin; SR = Saarländischer Rundfunk; WDR = Westdeutscher Rundfunk. I., II., III. 1., 2., 3. Programm.

Sonntag, 1. August 1971

7.15 Uhr, SRF I: Wenn ich morgens früh aufsteh'. Volkswaisen aus Südmähren

13.10 Uhr, SRF I: Ungarn zwischen Ost und West

Montag, 2. August 1971

16.15 Uhr, WDR II: Aus der Landesgeschichte. Brüning, ein Staatsmann aus Westfalen 3. Reichskanzler in der Weltkrisenzeit

21.14 Uhr, DLF: Blick nach drüben. Aus mitteldeutschen Wochenzeitungen

Dienstag, 3. August 1971

10.05 Uhr, HR I: Polen im Revier (Schulfunk)

19.30 Uhr, SR Studiowelle: Carl Loewe. Lieder und Balladen

20.30 Uhr, HR I: Ost-West-Forum. Politik — Wirtschaft — Ideologie

Mittwoch, 4. August 1971

16.00 Uhr, WDR III: Vorgestellt — vorgelesen: Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925—1945

16.15 Uhr, WDR II: Zwischen Rhein und Oder: Peter Nasarski: „Nicht mehr die Letzten unter den Gleichen"

Donnerstag, 5. August 1971

21.00 Uhr, HR II: Karl Liebknecht, der romantische Revolutionär. Zu seinem 100. Geburtstag am 13. August

22.45 Uhr, RB, Hansawelle: Bei Preußens. 5. Folge: Unsere Feldgrauen

Freitag, 6. August 1971

15.15 Uhr, SRF II: Rumänien und seine Deutschen. Von Barbarossa bis Ceausescu

15.30 Uhr, SRF II: Nächstenliebe nach Zigeunerart. Ein Urlaubserlebnis aus Siebenbürgen

15.30 Uhr, BR II: Osteuropa und wir. Berichte, Kommentare und Meinungen

Sonnabend, 7. August 1971

13.45 Uhr, SRF I: Alte und neue Heimat. 25 Jahre sind eine lange Zeit. Zu Besuch an den Masurischen Seen

FERNSEHEN

Sonntag, 1. August 1971

15.15 Uhr, ARD: Muß die Volksrente kommen? Die Entwicklung in der deutschen Sozialversicherung

Dienstag, 3. August 1971

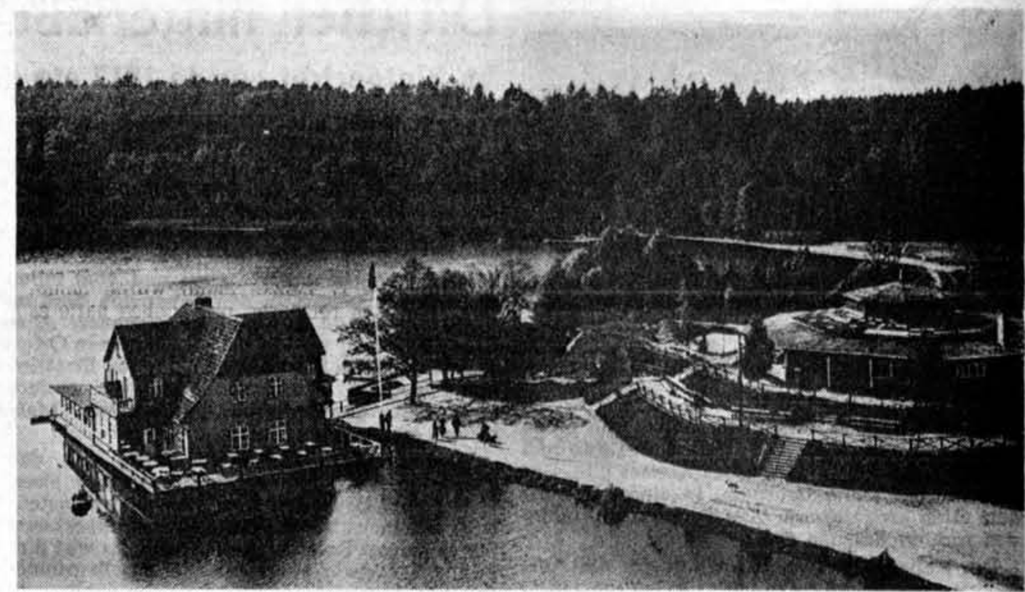
17.10 Uhr, ARD: Moskau ist weit. Ein Bericht aus der sowjetischen Provinz

17.35 Uhr, ZDF: Mosaik. Für die ältere Generation: Was ist ein Lungenemphysem? — Modenschau für die ältere Generation. — Renteninformation: Soll eine Frau mit 60 aufhören zu arbeiten? — Phantastische Wurzelwelt.

Donnerstag, 5. August 1971

20.15 Uhr, ARD: Ich war 19. Ein DEFA-Film von 1969

Kennen Sie die Heimat wirklich? (G 63)



Heute bringen wir ein neues Bild aus unserer Serie „Kennen Sie die Heimat wirklich?" Dazu stellen wir wieder die fünf Fragen:

1. **Was stellt dieses Bild dar?**
2. **Wann ungefähr ist das Bild entstanden?**
3. **Welche bemerkenswerten Einzelheiten erkennen Sie auf dem Bild?**
4. **Was wissen Sie darüber?**
5. **Welche persönlichen Erinnerungen verbinden sich für Sie mit diesem Bild?**

Die aufschlußreichste Antwort wird wieder mit 20,— DM honoriert. Betrachten Sie das Bild genau und schicken Sie Ihre Antworten auf die Fragen mit der Kennziffer G 63 spätestens in 10 Tagen, also bis Dienstag, 10. August 1971, an

Das Ostpreußenblatt 2 Hamburg 13, Parkallee 84

Richard Lindenau

Tante Henriette und die Verlobung

„Kind, Kind, das ist ja haarsträubend", seufzte Tante Henriette und ließ sich ächzend in den nächsten Küchenstuhl fallen. Das solide, aus handwerklicher Fertigung hervorgegangene Möbel quittierte die plötzliche Belastung mit einem Aufstöhnen. Womit gleichzeitig zugegeben ist. daß Tante Henriette zur Rundlichkeit neigte.

Tante Henriette war zudem eine resolute Persönlichkeit. Das erhellt schon daraus, daß man ihr auch nach ihrer Verheiratung neidlos die Weiterführung ihres eigenen Vornamens zuerkannte, während die anderen Teile der weiblichen Verwandtschaft zu diesem einschneidenden Ereignis als „Tante August", „Tante Gustav" oder „Tante Wilhelm" ein gewissermaßen namenloses Dasein im Schatten ihrer Herren und Gebieter weiterlebten. Nicht nur in ihrem adretten Haushalt herrschte sie selbstsicher und unbeschränkt, sie griff mit ihren Ratschlägen auch in die Leitung des gutgehenden Unternehmens ihres Ehegemahls Johann ein.

So hätte alles in bester Ordnung sein können, wenn Tante Henriette nicht mit der gleichen Selbstherrlichkeit, mit der sie im Haushalt waltete, in das Eigenleben ihrer Kinder eingegriffen hätte. Nun, der Sohn, der gerade seine Militärzeit bei den Yorckschen Jägern abdiente, ließ es sich nach anfänglichem Sträuben gefallen, daß ihm allwöchentlich aus der Fülle der mütterlichen Speisekammer ein Zehnpfundpaket zuging. Er verteilte von dem Segen auf seiner Stube, und so kam es, daß in Ortelsburg schließlich die gesamte Korporalschaft Tante Henriette unbekannterweise als die beste und treusorgendste Soldatenmutter verehrte.

Anders verhielt es sich jedoch mit dem 17jährigen Töchterlein, der hübschen Emmi. Die war in letzter Zeit ganz und gar nicht mit den mütterlichen Ratschlägen einverstanden gewesen. Soeben hatte sie, die sonst so Folgsame, ihr mit Tränen in den trotzfunkelnden Augen erklärt „Und ich heirate ihn nicht" und hatte die Küchentür zugeknallt.

„Das ist ja haarsträubend", murmelte Tante Henriette noch einmal. Dann versank sie in tiefes Nachdenken,. Es ging um die Zukunft ihres einzigen Mädels. Hatte sie richtig gehandelt, daß sie Emmy, die mit ihren 17 Jahren noch ein halbes Kind war, zur Verlobung gedrängt hatte? Wie war es bloß so schnell dazu gekommen?

Anfang März, zu Emmis Geburtstag, war plötzlich Onkel Gottlieb aufgetaucht. Mit einem Bibelvers hatte der Frömmler dem Mädel gratuliert und dem Kinde salbungsvoll einen Kuß auf die Stirn gedrückt. Nun, eigentlich war sie damals gleich mißtrauisch geworden. Der Geburtstag allein konnte den alten Eigenbrötler doch nicht so vorzeitig aus dem Winterschaf getrieben haben! Und richtig! Es dauerte nicht lange, da hatte sie den Grund erraten. Ganz vorsichtig war er damit herausgekommen. Es wäre doch nun bald an der Zeit, an Emmis Hochzeit zu denken, hatte er gemeint. Emmi wäre das, was man eine gute Partie nenne, und ein nettes, hübsches Mädel wäre sie dazu. Und er wüßte sogar schon einen passenden Mann! Einen Gutsbesitzer aus seiner Nachbarschaft, einen stattlichen Herrn, zwar so runde 18 Jährchen älter als Emmi, aber dieses gesetzte Alter des Ehepartners wäre eben die Gewähr dafür, daß das junge Paar hübsch auf der Erde bliebe.

Wie ärgerlich, daß sie sich trotz anfänglichen Mißtrauens auf dieses dumme Geschwätz eingelassen hatte. Ja, ärgerlich war es, das bekannte sie jetzt vor sich selbst. So wetzte sie also weiter das scharfe Messer der Selbstkritik und begann, die dem Besuch des Onkels folgenden Ereignisse zu sezieren:

Zunächst hatte sie mit ihrem Johann in stiller Kammer Zwiesprache gehalten. Na ja, er war nicht viel zu Worte gekommen, als sie den Eheanwärter geschildert hatte, und schließlich hatte er sich einer frühen Heirat seiner Tochter nicht abgeneigt gezeigt. Flugs hatte sie eine Einladung an Onkel Gottlieb abgesandt und schon am übernächsten Sonntag war er mit dem Manne seiner Wahl in Tilsit erschienen.

Emmi, die von dem Komplott nichts ahnte, hatte den sie anscheinend nicht sonderlich interessierenden Gast unbefangen und freundlich behandelt. Still und verwundert hatte sie dessen Redeschwall über Haus und Hof, Vieh, Äcker und Weiden und den Vorzug, in ländlicher Stille zu leben, gelauscht. Erst als das ungewohnte Gläschen Wein beim Mittagessen Emmis Köpfchen ein wenig illuminiert hatte, da hatte sie wohl bemerkt, daß der Besuch ihr galt. Aber da hatten die abstehenden Ohren, der durch das gelichtete Haupthaar blinkende Hinterkopf und die leichten Säbelbeine des Besuchers das Bild von der Idealgestalt eines Mannes, das einem jungen Mädchen vorschwebt, nicht mehr sonderlich getrübt. Das war bei ihr aber auch alles gewesen.

Dagegen hatte Eduard, so hieß der Freier, schon Feuer gefangen. Verzückt hatte er Emmis Klavierspiel gelauscht und sich zu einigen lyrischen Bemerkungen verstiegen. Und so war schließlich die Verabredung zu einem Gegenbesuch am Pfingstfest herausgekommen. Dabei war, wie in Ostpreußen üblich, der Besuch vom Hausherrn durch Haus, Ställe, Scheunen geführt, waren Vieh und Pferde besichtigt und alles war für gut befunden worden.

Beim nächsten Besuch hatte Eduard in aller Form um Emmis Hand angehalten. Wie es sich nach Erhalten des Jaworts herausstellte, hatte er vorsorglich gleich die Verlobungsringe mitgebacht. Eitel Freude hatte bei der anschließenden Feier geherrscht.

In der darauffolgenden bewegten Zeit des Möbel- und Hausratsaussuchens war Emmi so richtig in ihrem Element gewesen. Schließlich hatte die junge Braut noch einen Kochlehrgang mitgemacht. Kochen konnte sie zwar, aber hier sollte sie noch den „hochherrschaftlichen" Pfiff mitbekommen. Alle Teilnehmerinnen waren junge Ehekandidatinnen. So blieb es nicht aus, daß viel über die Vorzüge der künftigen Ehepartner gesprochen wurde, die man sich gegenseitig auch im Bilde vorführte. Da war mit Emmi ein Wandel eingetreten. Weinend hatte sie der Mutter gebeichtet, wie es ihr mit erschreckender Deutlichkeit klargeworden sei, daß sie im Gegensatz zu den anderen Mädels einen bereits zur Behäbigkeit neigenden Ehemann zu erwarten hätte, der weit über den Schmelz der Jugend hinaus wäre. Und der sei gewiß nicht der rechte Mann für ihre 17 Lenze! Emmi wurde immer stiller, aber auch reizbarer, und soeben hatte es einen erneuten Gefühlsausbruch mit Knall gegeben.

Nein, so konnte es nicht weitergehen, erkannte Tante Henriette. Hier stand das Glück ihrer Tochter auf dem Spiel. Hier hieß es handeln, schnell handeln.

Der nächste Morgen fand sie im Zuge nach K., und schon am späten Nachmittag konnte sie, von ihrer geheimen Exkursion zurückgekehrt, ihren Lieben einen Bericht über ihr Eingreifen geben.

Ihr Schwiegersohn wäre auf einer Verbandssitzung abwesend gewesen. Das hätte gut in ihren Plan gepaßt, sich eingehend mit der Wirtin zu beschäftigen. Beim Pfingstfest wäre ihr nämlich aufgefallen, daß in einem Moment, in dem sich Hausherr und Wirtin unbeobachtet geglaubt hätten, sie ungewöhnlich vertraut miteinander taten. So etwas käme doch nicht von ungefähr, hätte sie sich damals gedacht; über all den neuen Eindrücken wäre ihr diese Beobachtung jedoch aus der Erinnerung gekommen und erst gestern wieder eingefallen: Also, da stimmte doch etwas nicht! Sie hätte sich Gewißheit verschaffen müssen.

Als Grund ihres Besuches hätte sie vorgeschützt, einige Maße für Gardinen zu brauchen. Sie hätte der Wirtin ein Zehnmarkstück in die Hand gedrückt und sie gebeten, ihr bei ihrem Vorhaben behilflich zu sein. Schon dabei hätte sie feststellen können, daß die weiblichen Reize des drallen Frauenzimmers dessen geistige Fähigkeiten weit übertrafen. Beim Frühstück hätte sie die Wirtin gebeten, sich zu ihr zu setzen. Im Laufe des Gesprächs hätte sie ihr einige wohlüberlegte Fragen nach den Gewohnheiten des Hauses und nach dem Umfange ihrer Tätigkeit gestellt. Der Goldfuchs und der gute Kaffee hätten die Beredsamkeit der Marjell entfesselt, die selbstbewußt ihre Antworten mit der Bemerkung gekrönt hätte, daß eigentlich alles im Hause nach ihrer Pfeife tanze.

Darauf hätte sie ihren Giftpfeil abgeschossen: „Haben Sie schon eine neue Stelle?" „Wieso", hätte die andere entgegnet, „ich bleibe doch im Hause!" „Na, das kann doch wohl nicht wahr sein", hätte sie zweifelnd gemeint. „Doch, doch, der Herr hat mir versichert, daß durch die Hochzeit sich an unserem Verhältnis nichts ändern wird", wäre es aus dem Munde der Wirtin gekommen. „An Ihrem Verhältnis? Wielange besteht es denn schon?" „Zwei Jahre", hätte die Antwort gelautet. Und als die dumme Trine nun merkte, daß sie sich verplappert hatte, da wäre sie wütend herausgeplatzt: „Und daß Sie es gleich wissen, ich bin die erste nicht. Aus der Zeit, als er sein Jahr in Tilsit bei den Dragonern diente, hat der Herr noch einen Jungen, für den er zahlen muß!"

Sie hätte sich Mühe geben müssen, nicht zu zeigen, wie sie innerlich frohlockte. Mit den Worten: „Von mir aus können Sie bleiben, bis Sie schwarz werden. Grüßen Sie Ihren Herrn man schön, er wird bald von uns hören", hätte sie das Haus verlassen.

„Warum heulst Du, Mädel", sagte Tante zu Emmi, die ihr vor Freude schluchzend um den Hals gefallen war, „jetzt ist doch alles gut. Gleich schreiben wir Deinem Eduard einen schönen Absagebrief!"

Es wurde viel herumgedoktort an diesem Brief. Obwohl er an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ, hatte er die unerwartete Wirkung, daß der verhinderte Bräutigam noch einmal im Hause erschien, um zerknirscht die Entlassung der Wirtin zu melden und um Besserung zu geloben. Doch Tante Henriette blitzte ihn energisch mit den Worten ab: „Suchen Sie sich ein anderes Objekt für Ihre Heiratswünsche! Meine Tochter ist mir zu schade, Ihre Gunst mit dem weiblichen Hauspersonal zu teilen!" Sie öffnete ihm höchstpersönlich, aber unmißverständlich die Tür!

„Haarsträubend, diese Frechheit", murmelte sie dann, erleichtert in den breitesten Sessel der guten Stube fallend. Und feierlich gelobte sie sich, nie wieder in die Entscheidungen ihrer Kinder einzugreifen. Sie hielt ihr Versprechen und hatte die Genugtuung, Emmi nach Jahresfrist als strahlende Braut mit einem geliebten Mann vor dem Traualtar zu sehen.

Schönes Masuren: Durchblick zur Kruttinna

Foto LMO

Frieda Busch

Der silberne Zarenrubel

Auf einer Bahnreise von Hamburg nach Flensburg traf ich ihn, den alten Herrn, der mir diese Geschichte aus seinem Leben erzählte:

„Sehen Sie hier", sagte er und zeigte mir einen silbernen Zarenrubel, „diesen Rubel gab mir kurz vor dem Ersten Weltkrieg ein junges Mädchen in Lettland. Es schenkte ihn mir als Talisman. Ich sollte ihn stets bei mir tragen und nur dann, wenn ich in schwerste Not geraten würde und der Rubel mir Hilfe bringen könnte, dürfte ich mich von ihm trennen, trug es mir auf.

Während des Ersten Weltkrieges geriet ich in russische Gefangenschaft und kam nach Sibirien. Auch dort fand ich Menschen, die mir halfen, und ich brauchte mich von meinem Talisman nicht zu trennen. Ich fand Gelegenheit zu arbeiten und konnte auf diese Weise sogar Geld zusammensparen, das mir die Flucht ermöglichte.

Die Flucht gelang. Ich trug den Zarenrubel stets bei mir und kam in meine alte Heimat auf eine Hallig zurück. Später siedelte ich nach Hamburg um, arbeitete fleißig, lebte sparsam, wurde wohlhabend und heiratete. Das Glück war mir treu geblieben.

Meinen Talismann, den silbernen Rubel, trug ich immer in meiner Geldbörse bei mir. Meine Frau machte mich einmal darauf aufmerksam, daß er an einer Seite eine kleine Kerbe hatte. Mir war es bis dahin nie aufgefallen.

Eines Tages badeten wir in der Elbe und schwammen ziemlich weit hinaus. Als wir zurückkamen, bemerkte ich, daß meine Kleider anders lagen, als vorher. Ich suchte nach meiner Geldbörse. Sie war fort! Und mit ihr der Rubel!

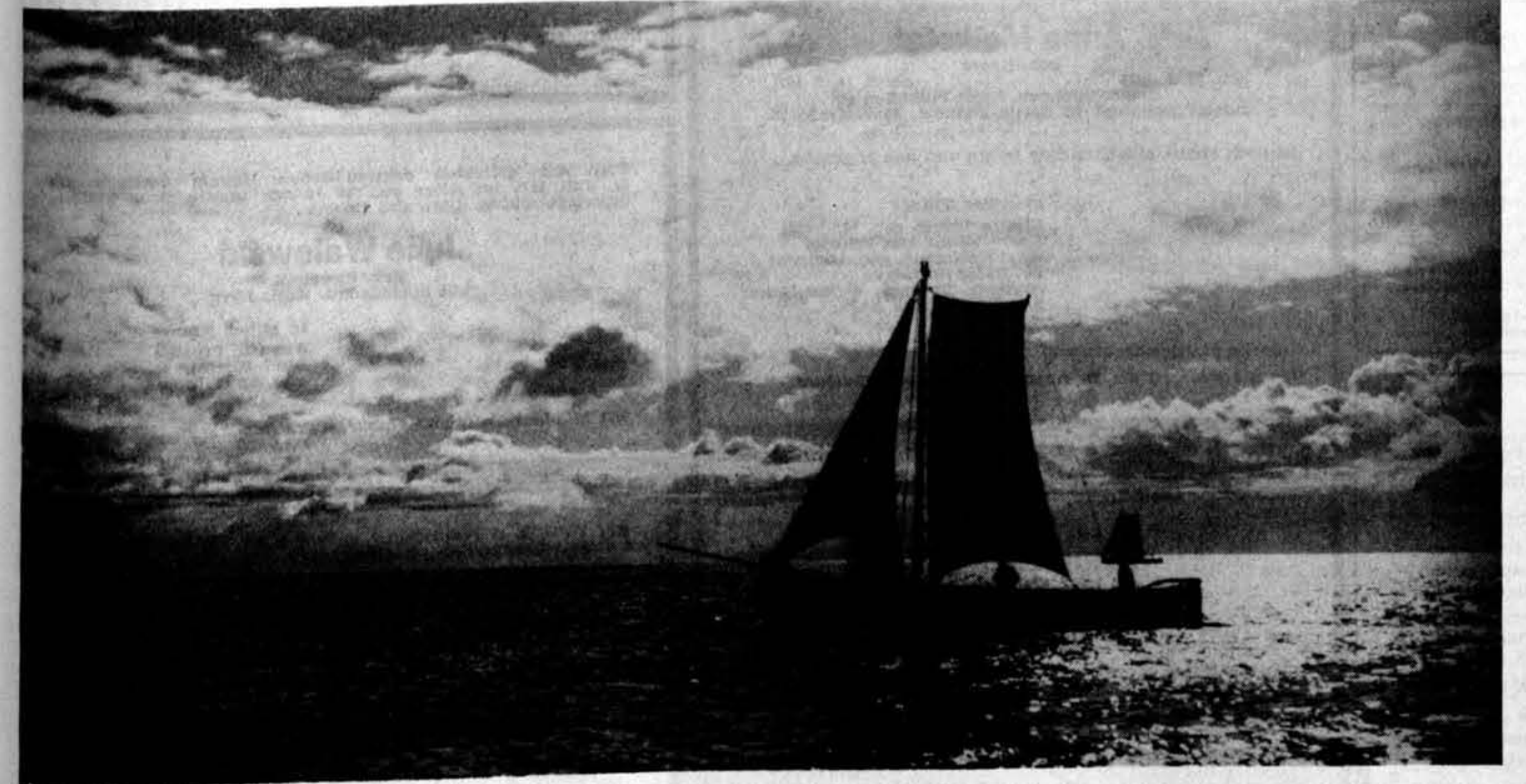
Am anderen Morgen erhielt ich die Nachricht, daß ein Geschäftsfreund liquidiert hatte. Ich hatte hohe Wechsel für ihn unterschrieben. Es blieb nicht bei diesem Schicksalsschlag, es kamen andere und schwerere. Ich wehrte mich innerlich dagegen, zu denken, dies könne mit dem Verlust meines Talismans zusammenhängen. War er mir nicht nur ein Symbol für die guten und lieben Gedanken eines jungen Mädchens aus Lettland gewesen? Wenn ich dieses Symbol auch nicht mehr besaß, so hatte ich doch immer noch die geistig-seelischen Werte dieser Wünsche und Gebete von damals. Diese Gedanken beruhigten mich irgendwie, ich war gleichsam neu beschwingt, hatte neuen Auftrieb und Zuversicht.

Eines Tages geschah folgendes: Ich saß in einem Lokal beim Essen. Der Ober trat zu mir heran und erzählte mir, er hätte heute Pech gehabt. Vor wenigen Stunden hätte auf meinem Platz ein Gast gesessen und ihn gebeten, ihm für vier Fünfmarkstücke einen Zwanzig-Mark-Schein zu geben. Das hätte er getan. Erst als der Fremde fort war, hätte er entdeckt, daß man ihn betrogen hatte. Ein Fünfmarkstück war eine fremdländische Münze. ‚Schauen Sie mal!' Er legte einen silbernen Zarenrubel auf den Tisch. Er hatte am Rande an einer ganz bestimmten Stelle eine kleine Kerbe. Es war mein Rubel!

Ich gab dem erstaunten Ober einen Zehnmarkschein und bat ihn, mir dafür den Rubel zu geben. Der Ober war glücklich. Ich war es noch tausendmal mehr.

Es kamen keine harten Schicksalsschläge mehr, ich arbeitete mich wieder hoch. Mein Sohn erbt einmal das Geschäft, wenn ich nicht mehr da bin. Den silbernen Zarenrubel aber möchte ich mit mir ins Grab nehmen!"

„Oder ihn den Enkeln und Urenkeln vererben", sagte ich lächelnd.



Ausfahrt zum Fang auf dem Kurischen Haff — Foto Schumacher

FAMILIEN-ANZEIGEN

CHRISTOPH GERHARD
7. 7. 1971

Ulrike hat ein gesundes Brüderchen bekommen.

In dankbarer Freude

Theodor Preuss
Renate Preuss, geb. Hahn
ehemals Hohenfelde bei Friedland, Ostpreußen

P. O. Box 655, Randburg/Tvl., Rep. South Africa

50

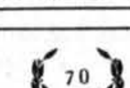
So Gott will, feiern meine lieben Eltern und Schwiegereltern

Otto Paleit und Frau Auguste
geb. Steiner
aus Edern, Kreis Schloßberg, Ostpreußen
jetzt 213 Rotenburg (Wümme), Grafeler Damm 34

am 29. Juli 1971 das Fest der GOLDENEN HOCHZEIT.

Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gottes Segen

Tochter Waltraud, geb. Paleit
und Schwiegersohn
Enkel Lothar und Sabine



Willy Lemke
aus
Königsberg Pr., Sackheim 103
und Ebenroder Straße 24 (Liep)

vollendet am 2. August 1971 sein
70. Lebensjahr.

Es gratuliert herzlich
seine Frau Betty

333 Helmstedt,
Kastanienweg 20



Am 23. Juli 1971 feierte meine liebe Frau, unsere liebe Mutti, Schwiegermutter, Oma und Uroma, Frau

Marie Brosinski
geb. Neubert
aus Liebwalde bei Miswalde, Kreis Mohrungen, Ostpreußen
ihren 70. Geburtstag.

Es gratulieren recht herzlich und wünschen noch viele gesunde Lebensjahre

ihr Mann
ihre Kinder
Schwiegerkinder
Enkel und Urenkelin

2838 Sulingen, Goethestraße 26

75

Am 3. August 1971 feiert mein lieber Mann, unser guter Vater, Bruder, Schwager, Onkel und Opa

Karl Störmer
Landwirt
aus Postnicken, Kreis Samland, Ostpreußen
jetzt 45 Osnabrück-Atter, Königsberger Straße 1

seinen 75. Geburtstag.

Es gratulieren alle Verwandten.
Alles Gute!

Jedes
Abonnement
stärkt
unsere Gemeinschaft

Am 2. August 1971 feiert, so Gott will, meine liebe Frau, unsere Mutter und Großmutter

Emilie Marrek
geb. Wieczorek
aus Altkirchen,
Kreis Ortelsburg, Ostpreußen
ihren 70. Geburtstag.

Es gratulieren
ihr Mann
Kinder und Enkel

44 Münster (Westfalen),
Rohrkamp 27

Am 30. Juli 1971 feiert

Ernst Ney
aus Allenstein, Ostpreußen
jetzt 4434 Ochtrup (Westfalen),
Bergweg 3

seinen 75. Geburtstag.

Es gratulieren
Sohn Karl-Heinz mit Frau Herta
Tochter Regina
sowie LM Ost-
und Westpreußen Ochtrup



Am 2. August 1971 feiert mein lieber Mann, Vater, Schwiegervater und Opa

Karl Lohrenz
aus Königsberg Pr.-Ponarth

seinen 75. Geburtstag.

Es wünschen alles Gute
seine Angehörigen

209 Winsen (Luhe),
Schmiedestraße 15



Unserer lieben Mutter

Auguste Geier
aus Grieslack

zum 75. Geburtstag am 4. August 1971 herzliche Glückwünsche von ihren Kindern Edith und Kurt und Enkelkindern Sigrid und Jutta

3558 Frankenberg, Neustadt 4



Zum 77. Geburtstag am 5. August 1971 unserer lieben Mutter, Schwiegermutter und Oma

Elisabeth Wölke
geb. Thiel
aus Braunsberg

die herzlichsten Glück- und Segenswünsche
im Namen aller Kinder
Schwiegerkinder und Enkel
Leo Wölke, Friseurmeister

2 Hamburg-Eidelstedt,
Reichsbahnstraße 101





Am 5 August 1971 feiert unsere liebe Mutter ihren 80. Geburtstag.

Luise Schmidt
aus Königsberg Pr.,
Stägemannstraße 44
Geschäft Kniprodestraße 28
jetzt
44 Münster, Hammerstr. 134

Es gratulieren herzlichst
ihre Kinder
Hildegard, Christel, Günter
und alle Angehörigen

Seinen 80. Geburtstag feiert am 2. August 1971

Hubert Fox
aus Gr.-Klaussitten,
Kreis Heilsberg

Es gratulieren
seine Töchter
Schwiegersöhne und Enkel

5 Köln 91, Forststraße 60

Am 3. August 1971 feiert unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

August Jäger
aus Insterburg

seinen 85. Geburtstag.

Es gratulieren sehr herzlich
die Kinder
Enkelkinder und Urenkel

6113 Babenhausen (Hessen),
Am Felsenkeller 1

85

Am 3. August 1971 feiert unsere liebe Mutter und Oma

Emmy Tessmann
geb. Grothe
aus Stobecken, Ostpreußen
jetzt 7129 Pfaffenhofen,
Goethestraße 19

ihren 85. Geburtstag.

Wir gratulieren und wünschen noch viele gesunde und schöne Jahre

ihre Tochter Brigitte
Schwiegersohn Karl
und Enkeltochter Ingrid

Am 27. Juli 1971 feierte unser lieber Vater, Großvater und Urgroßvater

Friedrich Gallein
aus
Neuwiese, Kr. Labiau, Ostpr.

seinen 92. Geburtstag.

Es gratulieren herzlich mit den besten Wünschen für seine Gesundheit

seine Kinder
Enkel und Urenkel

1 Berlin 15, Duisburger Straße 2

Am 14. Juli 1971 verstarb plötzlich und unerwartet meine liebe Frau, unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter und Tante

Minna Martha Reimann
geb. Gerlach
aus Eisenberg, Ostpreußen

im Alter von 74 Jahren.

In stiller Trauer
Franz Reimann
und alle Angehörigen

2952 Weener (Ems),
Breslauer Straße 29

Ausgelitten hab ich nun,
bin am frohen Ziele.
Von den Schmerzen auszuruh'n,
die ich nicht mehr fühle.
Kein Arzt fand Heilung mehr
für mich,
doch Jesus sprach:
„Ich heile dich."

Nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden entschlief am 9. Juli 1971 mein geliebter Mann, unser guter, treusorgender Vater, Großvater, Bruder und Onkel

Franz Deutschmann
geb. in Haselberg,
Kreis Schloßberg, Ostpreußen

kurz vor Vollendung des 71. Lebensjahres.

In stiller Trauer
Anna Deutschmann,
geb. Abrolat
Söhne Horst, Heinz, Siegfried
und Hans (vermißt)
sowie Enkelkinder
Monika, Bernd und Frank

6101 Gräfenhausen,
Darmstädter Straße 44

Deutliche Schrift
verhindert Satzfehler

Nachruf

Unerwartet entschlief unsere liebe Mutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwägerin und Tante

Elisabeth Janz
verw. Rademacher, geb. Immendorf
aus Winge und Jonikaten

geb. 3. 9. 1892 gest. 5. 7. 1971

In stiller Trauer
Heinrich Rademacher und Frau
Elisabeth, geb. Rauch, Reutlingen
Walter Janz und Frau Dorothea,
geb. Nickel, St. Andreasberg
Alfred Liebig und Frau Anna-Luise,
geb. Janz, Kassel
Gustav Bruns und Frau Erika,
geb. Janz, Bremen-Mahndorf
Egon Janz und Frau Ingeborg,
geb. Romberg, Bremen
Enkel, Urenkel
und alle Angehörigen

2862 Worpswede, Hinterm Berg 295, den 15. Juli 1971

Die Trauerfeier fand am Freitag, dem 9. Juli 1971, um 11 Uhr auf dem Friedhof in Worpswede statt.

Nach einem erfüllten Leben wurde unsere herzensgute, geliebte Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester und Tante

Maria Koch
geb. Paul
Bürgersdorf und Wehlau, Ostpreußen

am 19. Juli 1971 im Alter von 91 Jahren in die Ewigkeit abberufen.

In tiefer Trauer
Margarete Koch
Hertha Hellmig, geb. Koch
Ella Podehl, geb. Koch
Fritz Hellmig
Gisela Hellmig
Wolfgang Podehl
Sigrun Podehl, geb. Lustkandl

24 Lübeck, Zwinglistraße 21

Die Beisetzung hat auf dem Burgtor-Friedhof zu Lübeck stattgefunden.

Am 5. Mai 1971 ist nach kurzer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Anna Plohnke
verw. Dey, geb. Schirrmacher
aus Gallitten, Kreis Bartenstein, Ostpreußen

im 87. Lebensjahre heimgegangen.

In stiller Trauer
Kurt Dey und Frau
Herbert Dey und Frau
Heinz Dey und Frau
Paul Kirstein
Wilfried und Olaf

2059 Lütau Lauenburg (Elbe)

Am 4. Juni 1971 entschlief meine liebe Mutter, Schwiegermutter, unsere gute Oma, Schwester und Tante, Frau

Gertrud Robatzek
geb. Urbat
aus Goldap, Memeler Straße 11

im Alter von 70 Jahren.

In stiller Trauer
Klaus Robatzek und Familie
und alle Angehörigen

567 Opladen, Ophovener Straße 9

Unsere liebe Mutter, Oma, Schwester, Schwägerin und Tante, Frau

Anna Meikstat
geb. Keber

geb. 25. 1. 1894 verst. 14. 7. 1971
aus Schillehnen, Kreis Pillkallen
zuletzt wohnhaft in Berlin-Pankow, Florastraße 78

ist nach einem arbeitsreichen Leben von uns gegangen.

In stiller Trauer
Lisette Tezelt, geb. Meikstat
Harry Tezelt und Frithjof
Anni Hoffmann, geb. Meikstat
Dr. Peter Hoffmann
Andreas, Barbara, Walter, Peter
Familie Wilhelm Keber

1 Berlin 51, Klemkestraße 35

Urnenbeisetzung am 19. August 1971 in Berlin-Pankow.

Fern der geliebten ostpreußischen Heimat verstarb am 13. Juli 1971 im Alter von 85 Jahren unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma

Julie Walewski
geb. Pawelzik
aus Sprindenau, Kreis Lyck

In stiller Trauer
Auguste Prostka
Anni Hüsgen
und Angehörige

2051 Mühlenrade über Hamburg-Bergedorf

Am 2. Juli 1971 entschlief plötzlich und unerwartet unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Schwester

Anni Renkewitz
aus Lyck, Bismarckstraße 56

In tiefer Trauer
Grete Flötenmeyer, geb. Renkewitz
im Namen aller Angehörigen

2839 Wehrbleck Nr. 62
Die Beisetzung fand am 6. Juli 1971 in Oberruh (Allgäu) statt.

Am 17. Juli 1971 entschlief unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Auguste Ohnesorge
geb. Hippler
aus Balga, Kreis Heiligenbeil

im 86. Lebensjahre.

Im Namen aller Angehörigen
Erwin Ohnesorge

2 Hamburg 70, Tilsiter Straße 63 c

Ihre Familienereignisse werden weltweit bekannt
durch Anzeigen im Ostpreußenblatt

Gott sprach das große Amen

Am 15. Juni 1971 ist unsere liebe, treusorgende, herzensgute Mutter, Schwiegermutter, Oma und Tante

Anna Horn

geb. Daschkey

aus Keipern, Kreis Lyck, Ostpreußen

geb. 16. 3. 1893 gest. 15. 6. 1971

in Frieden heimgegangen.

Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit.

In stiller Trauer

Christel Stoll, Lahr (Schwarzwald)
Bruno Horn, Lieblos bei Gelnhausen
Ilse Brozio, Dannstadt bei Ludwigshafen
Frieda Kaminski, Sindelfingen
Gustav Kowalewski, Marl-Hüls

Unsere geliebte Mutter

Auguste Kuklick

geb. Lange

aus Königsberg Pr., Tiepoltstraße 15

ist am 12. Juli 1971 nach langer, schwerer Krankheit im 92. Jahre ihres gesegneten Lebens von uns gegangen.

In Liebe und Dankbarkeit

Frida Lowski, geb. Kuklick
Hans und Edith Gerlach, geb. Kuklick
Erish und Helga Marzini, geb. Lowski

6079 Buchschlag, Kirchweg 30

Meine liebe Frau, unsere gütige Mutter, Großmutter, Schwester und Tante

Amanda Heck

verw. Becker, geb. Krause

aus Pr.-Holland, Ackerbauschule

ist am 17. Juni 1971 im 73. Lebensjahre für immer von uns gegangen.

In stiller Trauer

Bruno Heck
Hans Becker und Frau Christel, geb. Neumann
Kurt Hackbarth und Frau Gertrud, geb. Becker
Bodo Heck und Frau Henny, geb. Sundermeyer
Günther Heck und Frau Gudrun, geb. Henke

3091 Ritzenbergen, Kreis Verden, Schule

Die Beisetzung fand am 21. Juni 1971 in Intschede, Kreis Verden, statt.

Nach Gottes heiligem Willen entschlief heute nach kurzer Krankheit, plötzlich und unerwartet, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Karoline Hüther

verw. Poplinski

aus Lehmanen, Kreis Ortelsburg

Sie starb nach einem erfüllten, arbeitsreichen Leben im Alter von 79 Jahren.

In stiller Trauer
im Namen der Angehörigen
Grete Hese

437 Marl, Hebbelstraße 8, den 18. Juli 1971

Joh. 11, 25

Unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, Frau

Therese Neubert

geb. Steinbacher

Pr.-Holland, Danziger Straße 28

ist im Alter von 85 Jahren heimgerufen worden.

Wir danken für ihre Fürsorge und selbstlose Liebe.

Pfarrer Heinz Neubert, Potsdam
Irmgard Biella, geb. Neubert
3214 Völksen a. D., Kirchstraße 3

Dr. phil. Ida Kunigk

geb. Peper

Oberstudienrätin a. D.

* 19. 8. 1902 † 28. 5. 1971

In stiller Trauer

Dr. jur. Siegfried Kunigk
Landgerichtsdirektor a. D.
Ulrike Kunigk
Konstanze Kunigk

1 Berlin 37, Schützallee 7

Die Beisetzung hat im engsten Familien- und Freundeskreise stattgefunden.



Nur Arbeit war Dein Leben,
nie dachtest Du an Dich,
nur für die Deinen streben,
war Deine höchste Pflicht.

Gott, der Herr über Leben und Tod, nahm heute nach langem, schwerem Leiden unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Auguste Burski

geb. Salewski

aus Pierlawken, Kreis Neidenburg

im Alter von 80 Jahren zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Hildegard Boehlke, geb. Burski

478 Lippstadt, Föhrenstraße 15, den 12. Juli 1971

Die Beerdigung fand am 15. Juli 1971 auf dem Friedhof in Lippstadt statt.

Am 15. Juli 1971 verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit meine liebe Gattin, unsere liebe Mutter und Großmutter

Martha Kolodzey

geb. Nadolny

aus Waldburg, Kreis Gerdauen, Ostpreußen

In stiller Trauer

Paul Kolodzey
Paul Kolodzey jun.
Waltraud Heim mit Familie
Dietrich Kolodzey mit Familie

7451 Weilheim, Hauptstraße 19

Nach einem erfüllten Leben entschlief heute mein lieber Mann, unser allzeit gütiger, treusorgender Vater

Landwirt i. R.

Friedrich Brien

Luisenthal, Kreis Insterburg

* 10. 11. 1892 † 22. 7. 1971

In Dankbarkeit und Liebe
gedenken wir seiner.

Helene Brien, geb. Viehhofer
Kuno und Jutta Drews, geb. Brien
Rüdiger Brien
und seine Anverwandten

303 Walsrode, Lange Straße 29, den 22. Juli 1971

Die Trauerfeier fand am Dienstag, dem 27. Juli 1971, um 13 Uhr in der Friedhofskapelle Walsrode statt.

In deine Hände befehle ich meinen Geist;
du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.
Psalm 31, 6

Gott, der Herr über Leben, erlöste nach langem Leiden meinen lieben Mann, treusorgenden Vater und Opa

Herbert Bradder

aus Königsberg Pr.

kurz vor Vollendung seines 74. Lebensjahres.

In stiller Trauer

Käthe Bradder, geb. Dehio
Gisela Hill-Bradder
und Cordula als Enkelkind

495 Minden (Westfalen), Pöttcherstraße 5, den 23. Juli 1971

Die Beisetzung hat auf dem Südfriedhof in Minden in Stille stattgefunden.

Unser von uns allen so geliebter, immer fröhlicher Opa

August Malunat

Lokführer a. D.

* 26. 2. 1880 † 13. 7. 1971

aus Karkeln, Kreis Elchniederung, Ostpreußen

ist ganz unerwartet und friedlich eingeschlafen.

In dankbarer Liebe

seine Töchter Elli und Edit
Enkel und Urenkel
Schwiegertöchter
und alle, die ihm nahestanden

7 Stuttgart 80, Helblingstraße 17

Die Beerdigung hat in Haldenwang (Allgäu) an der Seite seiner 1958 verstorbenen Ehefrau stattgefunden.

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater, Schwager und Onkel, der

Landwirt

Otto Herder

aus Krickehnen, Ostpreußen

im 88. Lebensjahre.

In stiller Trauer

Karl Herder und Frau Diederike, geb. Boekhoff
Lina Herder
sowie alle Angehörigen

287 Iprump, Bremer Heerstraße 30, den 16. Juli 1971

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

Paul Lyssewski

aus Lyck, Hindenburgstraße 64

* 11. 10. 1891 † 18. 7. 1971

In stiller Trauer

Johanna Lyssewski, geb. von Glinski
Rudolf Lyssewski und Frau
Werner Lyssewski und Frau
und Enkelkinder

2091 Roydorf, Riedebachweg 38, den 18. Juli 1971

Fern seiner geliebten Heimat entschlief am 6. Juli 1971 nach längerem Leiden mein lieber Mann, mein guter Vater, Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel

Otto Krauskopf

Schmiedemeister

aus Barten, Kreis Rastenburg

im Alter von 76 Jahren.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Helene Krauskopf, geb. Rehse
Max Krauskopf und Frau Wilma, geb. Stegmann

28 Bremen-Osterholz, Am Hilgeskamp 24

Danket dem Herrn, denn er ist gut;
seine Gnade währet durch alle Zeit.
(1. Kor. 5, 7)

Nach einem Leben, das erfüllt war mit der Sorge um die Seinen, nahm Gott der Herr nach kurzer, schwerer Krankheit meinen treuen Lebensgefährten, unseren lieben Vater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Fritz Teichert

aus Arys

fern seiner geliebten ostpreußischen Heimat, im Alter von 77 Jahren, zu sich in sein Reich.

In stiller Trauer

Grete Teichert, geb. Lakelski
Waltraut Herrmann, geb. Teichert
Herbert Herrmann
Renate Thönnes, geb. Teichert
Hans Thönnes
Ulrich Teichert und Frau Ingrid, geb. Frank
Martin und Birgit als Enkel
und Anverwandte

5673 Burscheid, Liesendahler Weg 4, den 11. Juli 1971

Am 11. Mai 1971 entschlief mein lieber, treusorgender Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Polizeimeister i. R.

Fritz Plaumann

aus Tapiau, Kreis Wehlau

im 72. Lebensjahre.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Martha Plaumann, geb. Thomaszik

24 Lübeck, Brüggestraße 8

Die Sowjetunion war durch ihren Verbindungsoffizier in Eisenhowers Hauptquartier, General Susloparow, genau über das Verhältnis ihrer westlichen Verbündeten zu der Regierung Dönitz unterrichtet. Vor allem befürchtete Stalin, die britischen Militärs könnten — wozu sie allerdings ohne amerikanische Zustimmung nicht einmal in der Lage gewesen wären — eine Frontwendung vornehmen oder aber engere Kontakte zu der amtierenden Reichsregierung pflegen. Vor allem aber war Stalin klar, daß die Existenz einer deutschen Reichsregierung — mochte ihre Wirkungsmöglichkeit noch so eingeschränkt sein — die zentrale Reichsverwaltung und damit einen Rechtszustand bedeutete, den die Russen schleunigst beendet wissen wollten.

Bei den westlichen Alliierten waren die Meinungen unterschiedlich. Wenn auch hinsichtlich einer personellen Zusammensetzung dieser deutschen Regierung jeweils andere Vorstellungen bestanden, so war man doch im wesentlichen der Überzeugung, daß möglichst bald eine deutsche Verwaltung für das schwer angeschlagene Land selbst sorgen, während die Sieger sich nur darauf beschränken sollten, ein militärisches Wiedererstarken der Deutschen zu verhindern. Was die Verwaltung des deutschen Gebietes angeht, so sollen die Engländer mit dem Gedanken gespielt haben, einen der deutschen Generale, die als Kriegsgefangene in ihre Hand gefallen waren, mit dieser Aufgabe zu betrauen. Auch über diese Überlegungen, die allerdings keine konkreten Formen annahmen, wurde Stalin sicherlich unterrichtet.

Ausschaltung als Ziel

Noch vor Verhaftung der Regierung Dönitz hatte die sowjetische Presse sich auf Weisung des Politbüros mit diesem Thema beschäftigt und gefordert, daß die Beschlüsse der Krim-Konferenz, die sich auf die Ausschaltung Deutschlands als militärische Macht ebenso bezogen wie auf die Vernichtung seiner Industrie, die für diesen Zweck verwandt werden konnte — eine Kautschukforderung — erfüllt würden. Insbesondere wandte sich die Sowjetpresse dagegen, daß die Regierung Dönitz sich bemühte, die Aufrechterhaltung der Ordnung zu gewährleisten. Denn die Sowjets befürchteten, daß die geschäftsführende Reichsregierung tatsächlich die Lage stabilisieren könnte.

Die „Prawda" greift an

Den eigentlichen Anstoß für die Entwicklung, die zu der Verhaftung am 23. Mai führte, dürfte die Moskauer „Prawda" gegeben haben, die ebenfalls — und wieder auf höhere Weisung — in einem äußerst massiven Artikel die Regierung Dönitz angriff, wobei sie den Briten vorwarf, das Paradoxe zu lieben. Auch die Amerikaner bekamen einen Seitenhieb ab; hatte doch die Hearst-Presse die Zusammenarbeit mit der Regierung Dönitz als einen „Akt der politischen Klugheit" bezeichnet. Die „Prawda" trommelte dagegen, daß sich „faschistische Skribenten" — gemeint war damals bereits ein Teil der US-Presse — „mit dem räuberischen Anhänger Hitlers" verbündeten. Wäre Truman noch bereit gewesen, dem „Gesetz der Klugheit" zu folgen, so kapitulierte er vor diesem scharfen Schuß, den die Sowjets vor den Bug jeder möglichen alliierten Vorstellung setzten.

Vom heutigen Standort aus besehen, ist es erstaunlich, feststellen zu müssen, daß in jenen Maitagen 1945 selbst Eisenhowers Hauptquartier sich bemühte, den Ton der „Prawda" zu kopieren. So wurde die Gefangennahme der Regierung Dönitz als die Festnahme der „sogenannten Dönitz-Clique" bezeichnet, wobei man allerdings bescheiden verschwieg, daß man den Unterhändlern, die in Reims die deutsche Kapitulation zu vollziehen hatten, ausdrücklich die Vollmacht des Großadmirals als des Staatsoberhauptes abverlangte, bevor man sich an den Tisch setzte, um das Abkommen zwischen Deutschland und den Alliierten zu unterzeichnen.

Stalin setzt sich durch

Wie so oft im, so hatte sich hier auch nach dem Kriege Stalin durchgesetzt.. Er konnte keine zentrale Reichsgewalt gebrauchen; eine solche war nur geeignet, seinen eigenen Vorstellungen hinderlich zu sein. Stalin hatte früher schon gesagt, — Djilas hat später darüber berichtet — daß die vom Feinde besetzten Gebiete ganz zwangsläufig auch dessen System annehmen müßten — jetzt war er seinen Absichten ein Stück nähergekommen. Als am 5. Juni die gemeinsame Erklärung der vier Besatzungsmächte die Errichtung eines „Kontrollrates für Deutschland" beschlossen und verkündet wurde, waren sich die Sowjets darüber klar, daß nun keine deutsche Gewalt in den von ihnen besetzten Ländern des Deutschen Reiches mehr tätig sein könne — mit Ausnahme einer solchen, die von der Sowjetmacht hierzu berufen werden würde: die Kommunisten.

Der FUCHS liegt auf der Lauer





Die einen und die anderen: Während die Regierung Dönitz in Flensburg verhaftet und im Flugzeug nach Mondorf in Luxemburg transportiert wurde . . .

Nach der Verhaftung der Regierung Dönitz schien überdies die Gemeinsamkeit der drei Alliierten wieder gewährleistet, und die sowjetische Verbindungsgruppe, die von Marschall Schukow entsandt worden war, vermochte abzureisen und befriedigt zu berichten, daß das herzliche Einvernehmen wiederhergestellt sei, worunter nach russischer Lesart die Durchsetzung der sowjetischen Erwartungen zu verstehen war. Deutschland sollte aufgehört haben zu bestehen. Während in Berlin ein Stalin zugeschriebenes Wort „Die Hitler kommen, die Hitler gehen, Deutschland aber bleibt bestehen!" an die Mauerwände gepinselt wurde, zielte die Politik eindeutig auf die Vernichtung der deutschen Einheit hin. Die Verhaftung der Regierung Dönitz sollte den billigen Vorwand für die Erklärung bieten, Deutschland sei auseinandergefallen und besitze keine Führung mehr, sei sozusagen eine Art herrenloses Gut, mit dem die Sieger nach Gutdünken verfahren könnten.

Als diese Konstruktion zur Kenntnis der Mitglieder der bisher amtierenden Reichsregierung, die als Gefangene nach Bad Mondorf in Luxemburg gebracht worden waren, gelangte, hat Dönitz sogleich mit einem Protest geantwortet, der an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließ:

„Durch die mit meiner Vollmacht am 9. Mai abgeschlossene bedingungslose Kapitulation der drei Wehrmachtsteile hat weder das Deutsche Reich aufgehört zu bestehen noch ist dadurch *mein Amt als Staatsoberhaupt beendet worden.* Auch die von mir berufene geschäftsführende Regierung ist im Amt geblieben. Mit mir hat die alliierte Überwachungskommission in Flensburg bis zum 23. Mai in Geschäftsverkehr gestanden. Die im Anschluß an die Kapitulation erfolgte Besetzung des deutschen Reichsgebietes *hat an dieser Rechtslage nichts geändert. Sie hat* nur mich und meine Regierung tatsächlich be*hindert, in Deutschland Regierungshandlungen zu vollziehen.*

***Ebensowenig* konnte meine und meiner Regierung Gefangennahme auf die dargelegte Rechtslage Einfluß haben."**

Dönitz' Beurteilung hinsichtlich seiner Stellung wurde selbst mehr als ein Jahr später noch durch den Gerichtshof der Alliierten in Nürnberg gestützt, denn in dem gegen den Großadmiral gefällten Urteil wurde festgehalten, daß Dönitz „am 1. Mai Nachfolger Hitlers als Staatsoberhaupt" geworden sei. Die gegen Dönitz verhängten 10 Jahre Gefängnis wurden mit angeblichen Kriegsverbrechen der U-Boot-Führung begründet. Es soll hier nicht auf die entwürdigenden Umstände der Verhaftung hoher deutscher Offiziere eingegangen werden. Sie waren weder ein Ruhmesblatt für die britischen Soldaten, die diese Aufgabe durchzuführen hatten und noch sehr viel weniger für die politisch Verantwortlichen, die sich hierdurch beeilten, bei Stalin wieder „gutes Wetter" zu machen.

Es wird an anderer Stelle darüber zu sprechen sein, welche Vorstellungen die Alliierten bei ihren Konferenzen, die während des Krieges stattfanden, für den Fall einer deutschen Niederlage entwickelt hatten. Jetzt jedenfalls war der angestrebte Zustand erreicht: über Deutschland konnte verfügt werden. Diesen Schwebezustand jedoch wollte vor allem Stalin bald beendet wissen; es konnte ihm nicht entgangen sein, daß Churchill inzwischen der wachsende Einfluß der Sowjets in Ost- und Südosteuropa aufgegangen und der britische Premier — allerdings zu spät — bemüht war, Einfluß auf seine amerikanischen Verbündeten zu nehmen. Churchill, eindenk britischer Politik, auf dem Kontinent keine Hegemonialmacht zu fördern, mußte erkennen, daß der Kriegsausgang der Sowjetunion nun diese Rolle zuspielte. Im Jahre 1939 hatte Churchill mit Argwohn beobachtet, wie es zwischen Hitler und Stalin zu einer Annäherung gekommen und wie die Sowjets ihrem bisherigen Todfeind Hitler Rückendeckung bei dem Krieg gegen Polen gegeben und sich anschließend mit ihm das polnische Staatsgebiet geteilt hatten. Wenn man in den Dokumenten von Teheran nachliest, wird man feststellen, daß Stalin in der Beurteilung der innerdeutschen Situation und der Person Hitlers weit realistischer dachte als seine westlichen Gesprächspartner. Vor Kriegsbeginn hatte Stalin erklärt, die Sowjetunion sei nicht bereit, für die Westmächte „die Kastanien aus dem Feuer zu holen" — jetzt, nach dem Kriege, da es die gebratenen Kastanien zu essen galt, wollte die Sowjetunion sich ihren Anteil sichern.

Ohne Stalin unmöglich

Nun, noch nicht einmal 5 Jahre nach seinem Pakt mit Hitler, konnte Stalin registrieren, daß Deutschland als Großmacht vernichtet, die ihm 1939 zugesprochenen Teile Polens aber bereits zu einem festen Bestandteil seines Imperiums geworden waren. Als Hiler im Westen beschäftigt war, hatte sich der sowjetische Diktator das Baltikum einverleibt, Bessarabien und die Bukowina in die Tasche gesteckt und nun standen seine Armeen tief in Deutschland; Ost- und Südosteuropa waren unter seine Botmäßigkeit geraten. *„Jeder führt sein System ein, so weit seine Armee vordringen kann. Es kann gar nicht anders sein", so hatte Stalin im Kreise politischer* Freunde offen geplaudert. Nur war es endlich soweit.

Chruschtschow hat versucht, das Bild Stalins zu verfinstern, und er hat den Toten für einige Jahre vom Sockel gestoßen. Der „humanere Kommunismus", der statt des Liquidierungskommandos mit der Irrenanstalt für prominente politisch Aufsässige reagiert, konnte den Mann nicht mehr gebrauchen, durch den die Sowjetunion Millionen Tote zu beklagen hatte. Nicht nur gefallen auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges, sondern geopfert für die „gesellschaftliche Umgestaltung des Bolschewismus" und vernichtet bei den Säuberungen, die in seiner Ära Schrecken verbreiteten. Aber in jüngster Zeit ist der Versuch — vor allem von Militärs — unternommen worden, die Rolle Stalins wenigstens während des 2. Weltkrieges in objektiverer Sicht darzustellen und selbst Breschnew hat, als er Georgien besuchte, keine Worte der Verdammnis für Stalin gesprochen.

Wir werden nun zu untersuchen haben, welche Wege der sowjetische Partei- und Staatschef ging, um seine Absichten zu verwirklichen und sicherzustellen, daß die Sowjetunion zur entscheidenden Großmacht auf dem europäischen Kontinent wurde. Hier wird man zwar noch öfters in vorausgegangene Jahre zurückblenden müssen; die entscheidende Phase begann in diesen Junitagen 1945, wenngleich auch bei früheren Konferenzen bereits die Weichen gestellt worden waren.



. . . **wurde in Moskau bei der Siegesparade Marschall Schukow von den Massen umjubelt.**

Fotos (2) Archiv